Stimmen der wüste

Willy Pastor


Willy Pastor
Stimmen
der
Wüste
Verlag von Max Spohr Leipzig.

STIMMEN DER WÜSTE

WILLY PASTOR

STIMMEN DER WÜSTE



LEIPZIG 1895
VERLAG KREISENDE RINGE
(MAX SPOHR)

JULIUS MEIER-GRÄFE

ZU EIGEN

Wie eine unermessliche Halbkugel wölbt es sich vor unsern Blicken. Unermesslich gross, und unermesslich gleichförmig. Kein Baum, kein Hügel, keine Klippe. Kahl und leblos steigt dieser Riesenkörper auf, und unvermittelt schneidet er ein in den Himmel, dessen Schranken ihm fast zu eng gemessen scheinen. Es ist die Wüste. Wie ein Symbol der unergründlichen Geheimnisse des Weltenraumes selbst streckt sie sich aus, überirdisch beinah in ihrer Ruhe und Erhabenheit. Nur ein Bild giebt es auf unserem Planeten, das sich mit ihm vergleichen kann: das Meer.

Das Meer und die Wüste — sie sind ähnlich bereits als die blossen Spiegelbilder derselben Unendlichkeit; sie scheinen fast gleich, tritt diese Unendlichkeit mit ihnen in Beziehung: man meint den Wellenschlag des Meeres zu hören, wenn die zitternden Luftwellen auf dem Wüstenspiegel sich kräuseln und das Bild des Sternenhimmels zurückstrahlen;

die ungeheueren Sandkreisel der Wüste scheinen auf dem Meer wieder aufzuwirbeln, wenn der Drehstrom die Wassermassen aufsaugt und sie in tollem Spiel herumpeitscht über die Fläche. Das Meer und die Wüste — sie decken einander als Sinnbilder derselben üppig verschwenderischen Fruchtbarkeit.

Unfruchtbar hat man das Meer genannt. Das war die Anschauungsweise einer Zeit, deren geistiger Horizont so eng begrenzt war, wie die Marken der Felder, die allein ihr fruchtbar schienen. Freilich, mit dem Pflug bearbeiten lässt das Meer sich nicht. Seine Fruchtbarkeit ist nicht von der Art, die heute ernten will, was sie gestern säte. Aber man weite seinen geistigen Blick am unendlichen Raum des Meeres, und dieses Meer, dieses Sinnbild der Unfruchtbarkeit scheint die Fruchtbarkeit selbst. Alles Leben, mit dem das Festland so stolz sich brüstet, hat seinen letzten Ursprung im Meer. Die mächtigen Eichenwälder haben eine Reihe von Ahnen, die weniger fest im Boden fussten, deren Wurzeln schmächtiger, deren Aeste biegsamer, und deren Blätter einförmiger waren: Farne, grösser wohl, aber doch nicht feiner und kunstvoller gebaut als die Kräuter, über die der stolze Nachwuchs unserer Eichen sich so vornehm erhebt. Und die Ahnen dieser Ahnen, die nahmen sich dem Farn gegenüber

so schlicht und einfach aus, wie der Farn gegenüber der Eiche. Ihre Blätter konnten noch keine Nahrung aus der Luft einsaugen, ihre Wurzeln fanden sich im Boden nicht zurecht. Auf dem Lande hätten sie verschmachten müssen, und nur umhüllt vom salzigen Wellenschlag des Meeres konnten sie gedeihen. Die Algen des Sargassomeeres: das sind die Vorfahren unserer Tannen und Buchen und Eichen. Die ganze Herrlichkeit unserer Hochwälder ist dem Meer entstiegen — dem unfruchtbaren Meer.

Und wir selbst — ist es bei uns etwa anders? Wir sind so stolz auf unsern aufrechten Gang und leiten alle unsere göttlichen Thätigkeiten so hübsch daraus ab. Ach, es gab eine Zeit, wo wir uns auf dem Lande weniger militärisch bewegten. So gut wie der Hund, der uns jetzt so verächtlich vorkommt wie das Farnkraut dem Eichbaume, so gut mussten wir damals alle Vier zu Hülfe nehmen, um nicht zu fallen. Und richten wir erst statt von der Menschenperspektive von der Hundeperspektive aus den Blick nach unten, da verwandelt der stolze Neufundländer sich in eine armselige Kröte, die das Wasser so nötig hat wie das Land. Und nun gar die Ahnenreihe des Frosches! Da kleben die Bewegungswerkzeuge so eng am Körper, da atmet man noch so unbeholfen dass man selbst vorübergehend sich

nicht ans Land wagen kann. Da wird der Frosch zum Fisch, wie der Hund zum Frosch und der Mensch zum Hund wurde. So gut wie die Tannen und Buchen und Eichen sind auch die Generale und Professoren und Minister Wellenschaumgeborne. Und das Meer, dieser Urahne der Aphrodite, der Palmenhaine und des wirklichen Geheimbderats sollte ein Sinnbild der Unfruchtbarkeit sein? . . . .

Den Blick aufs Meer — und unser ganzes stolzes Leben scheint wie ein leichter Wellenschlag, ein gleichgültiges Etwas, das die Wasser herauftrugen, um es wie zum Spiel ans Ufer zu werfen, an das unfruchtbare kahle Ufer. Die ganze Fruchtbarkeit des Landes ist nichts als ein Geschenk des Meeres — der Verkörperung der Unfruchtbarkeit.

„Aber die geistige Ausbildung dieser Tierwelt des Meeres, die wenigstens ist doch ein Werk des Landes?“

Des Landes — ja. Aber nicht des Gebietes, das Ihr unter Land versteht. Nicht aus den Fruchtfeldern und überreichen Wäldern kamen die Erlösungsthaten, die unsern Geist ausbildeten. Nicht aus dem bebauten und bewohnten Land, sondern aus — der Wüste.

Die Wüste, das ist nächst dem Meere die tiefste, unerschöpflichste Fundgrube unseres Planeten. Sind

die unendlich vielen Gebilde der Pflanzen und Tiere mittelbare Geschenke des Meeres, so sind die tausend Arten menschlicher Kultur, die uns seit Jahrtausenden beschieden waren, blosse Früchte der Wüste. Von hier gingen sie aus, die grossen Anregungen, die uns weiter und weiter führen sollten. Die gesamte Kulturarbeit ist nichts als eine Sichtung der Goldkörner, die der Flugsand der Wüste herüberwehte in die Gefilde, die uns so überreich erscheinen — und die doch so bettelarm sind gegenüber der Wüste, diesem zweiten Sinnbild wunderbarer Fruchtbarkeit.

Dehnen wir unsern Blick in der Aussicht auf das Sandmeer, sehen wir über die Zeiten hinweg wie über enge Grenzsteine, und mit dem Sinn dieser Unendlichkeit wird uns die Geschichte der eignen Vergangenheit klar.

* * *

Ueber fünf Jahrtausende trägt der Gedanke uns hinüber. Die Wüsten und Steppen Vorderasiens liegen vor uns. Da sehen wir es auftauchen im blendend hellen Sonnenlicht. Lange, stille Karawanenzüge. Ohne Hast, um das Vieh nicht zu übertreiben, und doch auch ohne Rast ziehen sie hin, langsam und stetig wie ein gleitendes Schiff.

Am Abend erst machen sie Halt. Vom Rücken der Kameele nimmt man die Stangen und Tücher der Zelte, die Pflöcke werden eingeschlagen, und wie eine plötzlich aus dem Meer auftauchende Insel erhebt sich in der Wüste das luftige Dorf des Wanderhirten. Die Herden, Schafe und Rinder und Esel, jede für sich getrennt, lagern in friedlichen Gruppen daneben. Zwischen den Zelten aber schreiten bedächtig die Kameele, hocherhobenen Hauptes, als wüssten sie, dass ohne sie diese ganze Karawane so sicher verloren wäre, wie die Bemannung eines Schiffes, dem ein Felsenriff den Boden ausgeschlagen hat.

Alles atmet auf in solchen Abendstunden, entlastet von den Mühen des Marsches und der Gluthitze des Tages. Und wer diese schweigsam ernsten Gestalten sieht, wie sie nun aufleben und es sich bequem machen in den Zelten oder bei den Herden, wie die Weiber mit Behagen das Geräte auseinanderlegen, der möchte wohl glauben, diese Horde liesse sich hier zu dauerndem Aufenthalt nieder. Und doch verschwindet das alles bei Tagesanbruch so schnell, wie es vorher erschien, und der wirbelnde Sand verwischt die letzten Spuren des Lagers. Nur da, wo der Boden fruchtbarer, die Tiefe wasserreicher ist, nur da kann man sich zu längerer Rast

entschliessen. Da baut man notdürftige Türme zur Beobachtung des Viehes, zur Vorsicht gegen den Feind. Brunnen werden gegraben, Cisternen gemauert, mit mächtigen Steinen die Eingänge zu den Quellen geschützt. Aber auch da kann es sie nicht auf immer halten. Und wieder belastet man die Kameele, und treibt die Herden zusammen, und ordnet den Zug — um wieder den Marsch durch die kahle Sandfläche aufzunehmen: einer Wolke gleich, die am Horizont herauflugt, und wächst und wächst, wenn sie herankommt, und über uns steht, und schwindet und schwindet, wenn sie vorüberzieht und am andern Himmelsende dem Auge entgeht. — —

Es sind die Hirtenvölker der Steppe. Zum erstenmal sehen wir in ihnen eine menschliche Gesellschaft zusammentreten, die uns ganz verständlich ist. Von den Daseinsbedingungen, unter denen die Menschen vorher lebten, kennen wir wohl die meisten, aber ihr Dasein selbst will uns in keinem klaren Bild erscheinen. Uralte Gräber erschliessen sich, versteckte Höhlen werden beredt, der Ackerboden legt uns Werkzeuge und Waffen vor, die er durch endlose Zeiten hindurch sorgsam versteckt hatte. Wir erkennen die Bestimmung dieser unbeholfenen, seltsam geformten Geräte, sehen die Menschen die

sie herstellten, die Gemeinden die sie führten, und ganze Völker von Fischern und Jägern feiern ihre Auferstehung und ziehen an uns vorüber. Aber so nah auch diese Gestalten an uns herantreten mögen — ganz erkennen, ganz durchschauen können wir sie nicht. Wären wir durch einen Zauber plötzlich in ihre Mitte versetzt, wir würden uns unter ihnen so ratlos und verlassen vorkommen, wie unter einer Schar von Tieren. Es hälfe nichts, dass wir ihre Sprache verstehen und ihre Geräte benutzen lernten: irgend ein unbestimmtes Etwas bliebe zurück, das sie uns auf ewig unzugänglich machte.

Und nun wenden wir unsern Blick von diesen Völkern der Wildheit weg zu den Hirtenkarawanen der Steppe — mit einem Hauch scheinen alle Nebel verschwunden, und ein farbiges, sonnendurchdrungenes Bild thut sich auf. Eine Gemeinde steht da, deren Fühlen und Denken uns begreiflich erscheint, unter der wir leben, mit der wir verkehren könnten. Und wenn ihre Gewohnheiten noch so sehr von den unseren abwichen, es gäbe doch einen Punkt, in dem wir uns mit ihnen treffen könnten, einen Dolmetscher, der uns ihre Sprache übersetzte.

Dieser Vermittler ist: die Moral.

Die Moral, nicht eine Erfindung oder Ver-

besserung der Lebenslage, bildet die Brücke zwischen der Wildheit und der Barbarei, ja fast zwischen Tier und Mensch.

In der grossen Stufenreihe der organischen Entwickelung sehen wir jeden Fortschritt hervorgerufen durch zwei Dinge: das Auftreten eines neuen Ideals, und den Wunsch und die Thätigkeit der vorgeschrittensten Art, den Geboten dieses Ideals nachzukommen. Will man einen Grenzstein setzen an die Scheide zwischen Tier und Mensch, so lassen alle Ideale der Entwickelung vom niedersten Tier bis zum Wilden sich zusamenfassen in eins: das Ideal des Lebens auf dem festen Land. Das war es, was den Uebergang vom Fisch zum Schleicher, vom Schleicher zum Vierfüssler, und vom Vierfüssler zum Affenmenschen ausmachte. Alle Entwickelung entsprang dem einen grossen Wunsch, sich vom Meer, in dessen Tiefen die Geheimnisse der Entstehung ruhten, frei zu machen. Dieser Wunsch, der gleich bei der ersten unscheinbarsten Entwickelung lebendig war, wird mit einer solchen Zähigkeit festgehalten, dass alle die kleineren Ideale, die eine Anpassung an bestimmte klimatische Verhältnisse verlangen und als deren Verkörperung die verschiedenen Arten dastehen, etwas Gemeinsames, Abhängiges bekommen.

So auch verläuft die Linie der Entwickelung vom Wilden an aufwärts. Ein Wunsch taucht auf, ein bestimmtes Ideal, so gross und erhaben, dass ungezählte Jahrtausende erst ihm nahe kommen können. Das ist das Ideal einer Lebensweise, die das Gegenteil des sogenannten Daseinskampfes ausmacht. Der brutale Kampf, die Vernichtung des Andern zum Zweck der Selbsterhaltung, das war die Form der Wüstenentwickelung in der tierischen Periode unseres Planeten. Ein Dasein, in dem die gegenseitige Hülfe und nicht der gegenseitige Kampf Bedingung jedes Fortschritts ist, das ist das Ziel der eigentlich menschlichen Entwickelung.

„Freiheit in der Gesellschaftlichkeit" heisst das zweite grosse Ideal. Es ist der Zweck der Moral, der Moralgeschichte. Unzählige verschiedene Moralen sind im Entwickelungsgang der Moral aufgetaucht. Aber so toll ihre Durchquerungen und Abbiegungen oft scheinen mögen, den grossen Gang der Moral selbst haben sie doch niemals unterbrechen können. Die Völker und Individuen, die von solchen kleinen Moralen geschaffen wurden und werden, entsprechen nur den verschiedenen auftauchenden und verschwindenden Arten, über die hinweg einst der Weg vom Tier zum Menschen führte. Auch sie sind etwas Mittelbares, etwas Ab-

hängiges im Vergleich zu dem Ideal, das zugleich den Ausgangs- und den Endpunkt unseres Geschlechts bildet.

Dieses zweite grosse Ideal aber, das der freien Gesellschaftlichkeit, tauchte zum erstenmale auf in der Moral der alten Hirtenvölker Vorderasiens.

Noch heute ist sie lebendig in einzelnen Völkern, diese erste, in ihrer rohen Einfachheit so naive Moral: in der Lebensanschauung der Araber leuchtet noch etwas von ihrem Feuer. Da haben wir es noch, jenes ungebändigte Freiheitsgefühl, das den Tod einem Leben der Knechtschaft vorzieht, den schweigsamen Stolz, das ruhige Selbstbewusstsein, und alles überragend das Gefühl der Gemeinsamkeit: die Stammes- und Familienliebe. Der grosse Horizont der Wüste war nötig, um eine solche Gesellschaft zu bilden. Nur das Wüstenleben, die Gefahren des ewig wandelbaren Wüstenlebens vermochten die Horden nach aussen so scharf abzuschliessen, nach innen so fest zusammenzupressen, dass keine Macht der Erde sie sprengen konnte.

Aber freilich, diese Moral ist noch ein erster Anfang. Mit unzähligen Fäden sind ihre Träger verwebt mit der alten Gesellschaft, der alten Rohheit der Wilden. Wie die ersten Schleicher die Glieder des Wassertieres benutzten sich am Land

zu bewegen, so hat der alte Hirtengenosse wohl bereits das Streben, seinen geistigen Blick zu vergrössern, das Bedürfnis seinen Nächsten zu lieben: aber seine Klugheit übt sich noch im feinen Betrug, seine Liebe schreit nach dem Mord des Mörders. Ein Volk, Eine Moral war nicht fähig, die grosse Stimme der Wüste zu verstehen, wie auch Eine Art nicht den Uebergang vom Wasser aufs Land hätte wagen können. Neue, und immer wieder neue Ansätze mussten versucht werden, uns allmählich den Bedingungen nahe zu bringen, die diese neue Art, die neue Gesellschaft vorbereiten.

Da sehen wir nun ein seltsames Schauspiel. Der Boden der Wüste allein vermag die neue Gesellschaft nicht hervorzutreiben. Sie stellt nur das Ideal auf, beseelt Menschen mit dem Wunsch, es zu erreichen und schickt sie hinaus in die Gebiete, die tauglich scheinen für ein solches Werk.

Und das Schicksal der Völker in diesen „fruchtbaren“ Gebieten?

Ganz langsam sehen wir sie zunächst sich an das Leben des Ackers gewöhnen. Die Zeit der Schleicher musste den Uebergang vom Fisch zum Säugetier vermitteln. Wie dem Tier der Uebergang vom beweglichen Meer zum festen Land, ist dem Menschen der vom rastlosen Leben des Steppen-

hirten zum sesshaften des Ackerbauers nicht ohne Weiteres möglich. Dazwischen treten muss das Mittelglied jener Halbhirten in den fruchtbaren Niederungen des Euphrat und Tigris. Ihre ungeheuren „Städte“ sind Hirtenlager, die man bereits für längere Zeit aufschlägt, die aber doch auch wieder leicht abzunehmen sind. Die Schleicher führten ein Leben zwischen Festland und Wasser: die Völker des alten Babylons, Assyriens und Chaldäas — die klassischen Beispiele dieses Uebergangs — ein solches zwischen Wüste und Acker.

Aber auch diese Zwischenzeit geht vorbei. Man wird ganz sesshaft, man gewöhnt sich an das neue Leben und sucht hier wieder an die Aufgabe heranzugehen, um deretwillen man die Wüste verlassen hat.

Aber sonderbar — je länger der Mensch die Wüste gemieden hat, um so leiser hallt der Ruf, der ihn aus dem tierischen Schlaf der Wildheit weckte. Mehr und mehr droht eine gesellige Knechtschaft an Stelle der geselligen Freiheit zu treten. Da, jedesmal im entscheidenden Augenblick der Gefahr, entsinnen sie sich ihres alten Ideals. Wie ein Schrei klingt es in den Völkern wieder. Dieser Schrei jedoch, er ist — eine Stimme der Wüste.

So oft seit jenen mythischen Zeiten grosse befreiende Gedanken aufstiegen, so oft sehen wir als Hintergrund den weiten Horizont der Wüste, der unfruchtbaren Ebene.

Wie die Heimat der Menschheit, wie ein stilles Vaterhaus, in dessen lauschige Heimlichkeiten man sich hineinflüchten kann, wenn einem die Welt mit ihren tausend Genüssen und Enttäuschungen allen Mut geraubt hat, und wo man von neuem Trost und Hoffnung und die Kraft schöpft, wieder einmal den verzweifelten Kampf aufzunehmen — so nimmt die Wüste sich aus als das verlassene, einförmige und doch so unendlich trauliche Vaterhaus der Menschheit. Hierhin sehen wir sie wieder und wieder zurückkehren, wenn die Welt da draussen alle die schönen Träume vernichtet hat, da kommt sie heim mit müdem Gang und stumpfen Mienen — und da geht sie fort mit blitzenden Augen und geradem Körper. Man hat den Trost gefunden, den man suchte.

Und dieser Trost, mit dem die Wüste immer wieder ihren verlorenen Sohn, den Menschen, aufrichtet, ihr ewiges ceterum censeo, das ist jenes uralte Gebot, das die Hirtenvölker der Steppe zusammenhielt in ihrer Moral einer geselligen Freiheit.

* * *

Es ist in Aegypten, dem alten Zauberland, wo die Toten wie Lebendige in eignen Städten wohnen ohne zu modern, wo die Lebendigen wie Götter Berge versetzen und mit einem übermächtigen Strom arbeiten wie mit einem zahmen Haustier — wo kein Mensch frei ist, wo Einer dem Andern dient und Alle den Launen des Bodens sich fügen müssen.

Zum erstenmal droht der Kulturmensch der Gefahr der Sesshaftigkeit zu erliegen. Wie Tiere sehen wir die Menschen in einzelne Herden geteilt und an die verschiedensten Orte zur Arbeit getrieben. Hier wirft man sie in die Stickluft ungeheurer Sümpfe, die sie austrocknen sollen. Dort müssen sie Kanäle ziehen, Wälle aufwerfen, Mauern türmen. Andere wieder stösst man in die Abgründe der Steinbrüche, aus deren Tiefen sie die Felsblöcke heraufzuwälzen haben, die über die Schultern wieder anderer an die Fundamente erstehender Pyramiden rollen. Bricht einer ermattet zusammen unter der Ueberlast der Fronarbeit, so fährt die Peitsche des Aufsehers auf ihn nieder, und kann auch das ihn nicht wieder beleben, so schiebt man ihn bei Seite wie ein verendetes Tier.

Es ist ein ganzes Volk, das wir hier bei der Arbeit sehen: das Volk Israel. Nie hatte das

tyrannische Aegypten eine Sklavenkaste roher behandelt als dieses wehrlose Volk. Und dieser Zorn, dieser Hass hatte seine guten Gründe. War Israel doch nur ein Teil des grossen Hirtenvolkes, vor dem Aegypten einst sich hatte beugen müssen. Indem Aegypten an Israel seine ganze Wut ausliess, es hasste und misshandelte wie kein unterworfenes Volk vorher, rächte es sich für das Geschehene — betäubte es die Stimmen des eigenen Innern, die ihm die blosse Möglichkeit einer solchen Vergangenheit vorwarf.

Eine bittere Erinnerung in der That, diese Vergangenheit. Sie selbst waren blutverwandt den Stämmen, denen sie unterlegen waren. Aber wie lange hatten sie bereits deren unstetes Leben aufgegeben! Ungezählte Generationen hatten schon das Ackerleben geübt, waren den Gewohnheiten ihrer Vorfahren fremd geworden und dünkten sich nun unendlich über sie erhaben. Eine Anmassung ohne Gleichen schien es ihnen, als neue Völker vom Osten herüberzogen und Durchzug durch ihr Land begehrten. Mit dem Schwert in der Hand schlugen sie alle Bitten ab.

Mit dieser stolzen Weigerung waren die Hirten im Innersten ihres Wesens gekränkt. Sie stellten sich zum Kampf. Die ersten Niederlagen konnten

sie nicht irre machen. Karawanen vereinigten sich mit Karawanen. Und wie die Wasser vom Osten mächtiger und mächtiger anschwillen, da wendet sich das Glück, und als sie wieder einmal weit ausholend heranbrausen, vermag nichts ihrer Gewalt zu widerstehen. Alle die starken Dämme von Menschen und Eisen und Felsen werden weggespült wie leichter Ufersand, und das Land, das die Ufer des Nils beherrschen konnte, ist ohnmächtig gegen diesen Menschenstrom, der weit und breit sein Gebiet überschwemmt.

Die Hirten hatten gesiegt — aber dieser Sieg war ihr Verderben. Er war der Anfang jener ganzen Reihe von späteren Niederlagen, die aus einem Volk freier Männer einen Haufen ehrlosen Gesindels machten; denn er konnte die Sieger verleiten, das Land, das sie mit so ungeheuren Verlusten erobert hatten, dauernd zu behalten, die Menschen, die ihnen soviel geschadet hatten, als Sklaven in ihre Dienste zwingen.

Fünfhundert Jahre dauerte die Herrschaft der Hirten. Qualvolles Schauspiel, während dieser Zeit den allmählichen Verfall eines herrlich gearteten Volkes zu beobachten! Wie mit der Gefahr nach und nach auch ihre Kraft vergeht, ihr Mut, ihr Stolz. Sie werden weichlicher, sie sinken tief und

tiefer. In demselben Mass aber wie ihre Zuversicht schwindet, nimmt die der Aegypter zu. Ganz natürlich, ganz selbstverständlich musste schliesslich das grosse Unglück über sie hereinbrechen. Wie das Wasser einer sich senkenden Ebene folgt, so drängten jetzt die wiedererstarkten Aegypter zurück aus den oberen Ländern, in die man sie gewaltsam zusammengestaut hatte. Dasselbe Schauspiel des stets erneuerten und stets mächtigeren Angriffs, das die Hirten einst nach Aegypten hineingeführt hatte, wiederholt sich jetzt. Diesmal, um sie herauszudrängen. Vergebens, dass sie sich mit verzweifelter Starrheit in die unzugänglichen Sümpfe des unteren Nilthals zurückziehen. Es bleibt ihnen schliesslich nichts übrig als die Waffen zu strecken und die Bedingungen der Aegypter anzunehmen. Diese Bedingungen aber verlangen: Auszug oder Unterwerfung.

Hätte das Volk, das den Aegyptern nach langem Kampf unterlag, noch irgend welche Aehnlichkeit gehabt mit dem, das einst nach Aegypten gekommen war: diese aufgezwungene Wahl des Auszugs oder der Unterwerfung hätte ihm sein ganzes früheres Wesen wiedergegeben. Aber dazu war es zu spät. Nicht einmal eines einheitlichen Entschlusses war es fähig. Nur ein Teil des

Volks verliess Aegypten, um sich auf der Rückwanderung nach Osten allmählich zu zersplittern und spurlos in der Masse anderer Völker zu verschwinden. Der andere Teil aber konnte das Schreckliche wagen, konnte so sehr die Freiheitsliebe seiner Vorfahren vergessen, dass er sich in die unbedingte Herrschaft der Aegypter fügte — nur um die Vorteile der Sesshaftigkeit, in die er sich hineingelebt hatte, nicht zu entbehren.

Dieser Teil des Volkes war es, den Aegypten für die Vergangenheit entgelten liess. Israel dachte aufzugehen in Aegypten, als es sich für die Unterwerfung entschloss. Aber mit dem ganzen Hass des besiegten und wieder zur Macht gekommenen Volkes wandte man sich jetzt von ihm ab, wie von einem minderwertigen Geschlecht.

Doch gerade das brachte Israel wieder zur Besinnung. Gemeinsame Feindschaft vereint, gemeinsames Leiden befreundet. Sie fühlten sich wieder als etwas Zusammengehöriges, als Volk. Und fanden sie auch den vermittelnden Uebergang noch nicht, der sie in Berührung brachte mit der eigenen grossen Vergangenheit, so begann doch langsam der alte Wunsch nach Freiheit sich wieder zu regen.

Wenn solche Stimmungen wach werden in der Seele eines Volkes, dann pflegt es nie an einem

Mann zu fehlen, in dem diese Stimmung stärker als in allen andern auflebt. Traumhaft erst, neblig verschleiert, wie das unklar denkende Volk selbst sie empfand. Aber soviel schneller die Entwickelung eines Einzelnen ist als die eines Stammes, soviel schneller entwickelt sich der befreiende Gedanke in jenen Auserwählten. Während die Menge noch in nicht fassbaren Träumen sich ergeht, gewinnt in seinem Geist der Plan der Ausführung bereits feste Formen. Das Bewusstsein, mit der allgemeinen Stimmung feste Fühlung zu haben, tritt hinzu, und verleiht ihm jenen Mut zur That, der in unwiderstehlicher Begeisterung mit sich fortreisst. Und so vermag er, tragend und getragen zugleich, dem Volk zu geben, wonach es verlangte.

Ein solcher Mann war Moses. Er eröffnet die Reihe der eigentlichen Schicksalsmenschen unseres Geschlechts, jener Menschen, denen die Doppelaufgabe der Führung eines führenden Volkes zufällt. Grosse Männer gab es auch vor Moses. Aber das Buch der Menschheit wird sie nicht verzeichnen. Was kann uns an ihrer ungeheuren Energie, ihrer Anziehungskraft und Ausdauer liegen! Die Völker, die sie in das Geleise ihres Willens zwangen, haben der Menschheit nichts genützt, und mit dem An-

denken an sie wird auch das an jene grossen Männer verschwinden.

Und dann — kann man überhaupt von einem eignen Willen reden bei diesen „grossen Männern“? Sie haben geherrscht, tausende ihres Gleichen waren ihnen gehorsam wie einer unabwendbaren Naturmacht. Aber verfolgen wir die Quellen ihrer Herrschaft, sehen wir dann nicht gerade das Beste ihrer Gewalt als etwas von aussen Zugetragenes, ihnen selbst nicht Angehöriges? Alle die grossen Führer und Helden und Könige der ältesten Zeit ragten wohl hervor durch grösseren Blick und festeren Willen, niemals aber hätte dieser grössere Blick und festerer Wille allein genügt, sie an die Spitze einer Horde, eines Stammes, eines Staates zu bringen. Erst die Verehrung macht den Helden, erst das allgemeine Bedürfnis, einem Einzelnen zu folgen, einem einheitlichen Willen sich unterzuordnen, jene grossen Männer. Im besten Falle sind es Diktatoren.

Anders der Schicksalsmensch. Von entgegenkommender Liebe, von unmittelbarer Verehrung ist in seinem Leben nichts zu finden. Gegen, nicht durch die Menge wurde er, was er ist. Der grosse Mann tritt auf in solchen Völkern, die sich ganz klar sind über das, was ihnen gerade not thut: der Schicksalsmensch in solchen, die in dem Durch-

einander verwickelter Verhältnisse den rechten Weg verloren haben. Mühsam muss er erlauschen und ergrübeln, was jenen als vollendetes Geschenk in den Schooss fällt. Und hat er dann endlich das erlösende Wort gefunden — ist es nicht natürlich, dass nur die wenigsten ihn sogleich verstehen? Dass unzählige Stimmen und Arme sich gegen ihn erheben und sein ganzes Leben sich abspielt wie ein grosses Trauerspiel?

Das gefangene Israel, das misshandelte Sklavenvolk, das nirgends mehr aus und ein wusste, war das erste, das solch einen Schicksalsmenschen nötig hatte. Bis dahin waren in der Geschichte der Menschheit die einfachen Verhältnisse thätig gewesen, die einst die verschiedenen Arten der Tiere hervorgetrieben hatten. Die Vereinigung in Horden, das Steppenleben dieser Horden, die übersichtlichen Verhältnisse der ersten Ackergemeinden — hinter alledem wirkte eine treibende Kraft von solcher Einfachheit, dass sie in ganzen Massen unmittelbar einsetzen konnte. Die erste tiefe Entfremdung jedoch vom einfachgrossen Leben der Wüste brachte eine Verwirrung, aus der es einen Ausgang nur gab durch die Leitung eines Schicksalsmenschen, wie Moses es war.

Dreimal nur hat die Menschheit bisher Männer

von seiner Grösse auftreten sehen. Alle hatten dasselbe Geschick: die Gedanken, Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen ganzer Völker liefen zusammen in ihrer Seele und zerrissen sie im Gefühl der ohnmächtigen Ratlosigkeit, die jene Völker selbst aufs Krankenlager warf. Alle gingen denselben Weg, um den Kampf in ihrem Innern auszufechten: den Weg in die Wüste. Die Einsamkeit, die Entbehrungen und — der grosse Horizont der Wüste allein konnten sie ins Reine bringen mit sich selbst, mit ihrem Volk und ihrer Zeit. Die Einsamkeit: denn nur sie lässt uns die Stimmen des eigenen Innern vernehmen; die Entbehrungen: denn nur bei ihnen werden diese Stimmen uns auch verständlich; der weite Horizont: denn nur seine kahle Fläche lässt unsern Geist so ganz ungehindert arbeiten, dass wir die innern Stimmen ordnen und beherrschen lernen — dass wir fähig werden zu dem grossen Werk, welches die Gedanken umsetzt in die That. —

Unfreiwillig sehen wir Moses in die Wüste hinausziehen. Er muss fliehen. Ein Mord, zu dem er sich im Augenblick der Leidenschaft hinreissen liess, treibt ihn fort. Bis dahin hatte er der ägyptischen Priesterkaste angehört. Der Schutz dieser Kaste hätte ihn wohl vor manchen Ver-

folgungen schützen können, aber dass er jenen Mord aus Zorn über die Misshandlung eines Israeliten begangen hatte, dass musste ihn bei den Priestern unmöglich machen; denn gerade das war ihnen ein Beweis, wie unausrottbar das alte Stammesbewusstsein in ihrem Zögling war.

So musste Moses Aegypten verlassen, so kam er in die Wüste.

Der grosse Gedanke, den er hier als den beherrschenden Mittelpunkt all der qualvoll sehnsüchtigen Wünsche und Anschauungen seines Inneren herauserkannte, auf den die Geschichte Israels und in dieser die Geschichte der Menschheit hindrängte, das war der Gedanke des Monotheismus.

Welch ungeheuren Fortschritt zum Ziel des freien Menschen bezeichnet dieser einzige Gedanke! Millionen unberechenbarer und in ihrer Schweigsamkeit furchtbarer Dämonen liessen die Menschheit bis dahin nicht aufatmen. In jedem Baum, jeder Quelle, jedem Stein hielt solch ein unheimliches Wesen sich versteckt. Wehrlos war man seinen Launen und Tücken preisgegeben, und nur durch ständige Opfer, durch Abgaben und Selbsterniedrigungen konnte man sich einigermassen das Wohlwollen dieser Götterwelt erbetteln. Mit einem Streich wird nun diese ganze entsetzliche Welt in zwei

Teile zerspalten: in eine himmlische und eine irdische. Die irdische ist Geschöpf, so gut wie der Mensch, ist ohnmächtig, beherrschbar. Nur der himmlischen Sippschaft sind wir noch verpflichtet. Aber auch da ist kein wirres Durcheinander mehr, sondern alle Dämonen sind die unselbständigen Werkzeuge eines einzigen, vor dem allein man sich noch zu fürchten hat.

Dass nur ein Beduinenvolk fähig war, diese höhere Naturanschauung, die Bedingung des Monotheismus, vorzubereiten, das ist der tiefen Wissenschaft bereits klar. „Nur, wo die Natur kärglich ihre Gaben spendet (Humboldt, Kosmos), schärft sie den Sinn des Menschen, dass er auf jeden Wechsel im bewegten Luftkreis wie in den Wolkenschichten lauscht, dass er in der Einsamkeit der starren Wüste wie in der des wellenschlagenden Ozeans jedem Wechsel der Erscheinungen bis zu seinen Vorboten nachspürt. . . . Wo dem Boden der Schmuck der Wälder fehlt, beschäftigen die Lufterscheinungen, Sturm, Gewitter und langersehnter Regen um so mehr die Einbildungskraft."

Wie widersinnig musste den Hirtensemiten vor Allem der ägyptische Glaube scheinen, ein Glaube, der die Natur so wenig kannte, dass er sogar Tiere anbetete, Tiere, wie sie zum Teil die Karawanen

herdenweise mit sich nahmen! — Doch auch die andere Lehre, die jeden Baum und Stein verehrte, konnte hier nicht lange herrschen. Als göttlich, als bestehend im Wechsel sollten sie Dinge verehren, die so flüchtig an ihnen vorüberzogen? Nein, gab es für sie etwas Göttliches, Ewiges, so musste es das Einzige sein, was ihnen stetig vor Augen blieb, was sie überall hin begleitete: der Himmel mit seinen Erscheinungen. Diese Erscheinungen aber konnten dem an den Horizont der Wüste gewöhnten Blick nicht als die Verkörperung einer ganzen Schar von Göttern gelten, die miteinander streiten und zanken wie Menschen: sondern Ein Gott, ein unabhängiger, selbständiger Gott musste es sein, der hinter ihnen lebte, durch den sie erst wurden, Ein Gott, der auf den Wolken dahinfährt, der im Winde redet, im Donner zürnt, der im Regen die Brunnen und Bäche füllt, und mit der brennenden Sonne starke Ströme austrocknet.

Von Anfang an müssen Stimmungen dieser Art in den alten Steppenvölkern lebendig gewesen sein, und Renan hat Recht, den Semiten einen monotheistischen Instinkt beizulegen. Aber auch nur der Instinkt, die Fähigkeit, einen solchen Glauben aufzufassen, war da. Selbständig herausbilden konnten die semitischen Völker den neuen Glauben

nicht. Dazu bedurfte es eines Schicksalsmenschen, wie es Moses war. — —

Die gelehrte Zweifelsucht hat neuerdings diese That in Frage gestellt. — Der staatlich genehmigte Flug der akademischen Phantasie geht nicht gerade hoch. Wie diese Phantasie sich das Bild der ältesten Familienordnungen mit dem Puder und der Schminke moderner Bordells ausmalt, wie sie den alten Hebräern die Locken ringelt und den polnischen Schmutzkaftan anzieht, so kann sie sich auch in einem Moses nichts anderes vorstellen, als einen schneidigen Karawanenscheich. Sie deutet auf die unverkennbaren Spuren einer Naturreligion der Hebräer in Kanaan, und bittet um Auskunft, wie denn diese möglich gewesen wäre, hätte Moses bereits den Gott der Propheten klar erkannt und verkündet.

Ich möchte mir die Gegenfrage erlauben, wie denn die „christliche" Kirche der Renaissance mit ihren Bildern und Statuen und Palästen möglich war, obwohl sich doch Christus nicht gerade für einen solchen Gottesdienst erklärt hatte. — Die einzelnen Vorschriften des „Priestercodex" mögen aus nachexilischer Zeit stammen. Aber auch den Geist des Gesetzes in diese Zeit verlegen — das heisst einen Luther zum Verfasser des neuen Testaments machen.

Ein wenig mehr Psychologie könnte unserer Buchgelehrsamkeit, unsern Schriftgelehrten nichts schaden. Sie würden dann die Wirksamkeit eines Mannes wie Moses und dessen Verhältnis zu seinem Volk besser verstehen: sie würden einsehen, wie der scharfe Blick eines Einzigen ein Ziel zu erkennen vermag, das die Menge erst bemerkt, wenn sie nach langer Wanderung unmittelbar davorsteht.

Vor allem aber würde sie sich klar werden über den Zwiespalt zwischen Moses und Israel, der ihr so doch ein Rätsel bleiben muss.

* *
*

Vierzig Jahre, heisst es, sei Moses im Sinai geblieben. Mag die Zahl ungenau sein, soviel scheint sicher, dass er als junger Mann Aegypten verliess und im späten Mannesalter erst wieder zurückkehrte. Zeit genug, mit sich selbst eins zu werden und den Mitteln nachzugrübeln, mit denen am besten der Gedanke zur That zu bringen war.

Ueber die Richtung konnte er nicht schwanken. Wie für alle Religionsstifter lag auch für ihn das Heil in einer Reformation, einer Erneuerung, Umkehr. Den Grund der grossen Vergangenheit seines Volkes sah er in dem freien Wüstenleben seiner

Vorfahren. Man war in die Knechtschaft geraten, als man dieses Leben verlassen hatte. War es da nicht offenbar, dass man das alte Leben wieder aufnehmen müsse, sollte die alte Grösse wieder erstehen?

Das war es, was Moses so lange im Sinai zurückhielt, was ihn bestimmte von einem der Steppenvölker sich aufnehmen zu lassen, ja sich durch eine Heirat aufs engste mit diesem Volk zu verbinden. Es war seine Lehrzeit. Hier lernte er die Sitten und Bräuche seiner Vorfahren kennen, hier bildete er in sich den grossen Karawanenführer aus, der ein ganzes Volk durch die Wüste führen konnte — hier spannte er selbst die Fäden, in deren Schlingen er sich später so entsetzlich verwickelte. Was seine Phantasie, seine Sehnsucht ihm mit so glühenden Farben ausmalte, das war nicht mehr das Volk Israel am Nil. Ein Idealvolk stand in seiner Seele, von Wünschen und Fähigkeiten belebt, die den ägyptischen Sklaven schon längst erstorben waren. Das sah Moses nicht, das wollte er nicht sehen, ein Menschenalter hindurch brannte er sich das Bild dieses zweiten, schöneren Volkes ein — das war sein Schicksal, sein Verhängnis.

Er verfiel dem Irrtum aller grossen Männer, die in ihrem eignen Bild, das ihres Volkes wiedersahen. Gewiss im tiefsten seiner Seele ist dieses

Volk mit ihnen eins. Aber wieviel Schutt und Unrat lagert über dieser Tiefe! Wieviel Zeit vergeht, bis das alles weggeräumt ist! Die Lebensarbeit selbst der Grössten erschöpft sich darüber, und ohne die Früchte ihrer Arbeit zu sehen, sinken sie ins Grab. Wüssten sie von Anfang an, welche übermenschliche Last das Schicksal ihnen bestimmt, sie würden verzagt am Ausgang ihres Weges stehen bleiben. Doch eine Selbsttäuschung lässt sie ihr Ziel so greifbar nahe sehen, dass sie nicht ruhen können. Und wenn sie dann den ersten Punkt erreicht, und noch nichts Festes in den Händen haben, dann wieder scheint das Ideal so lockend, dass sie von Neuem vorwärts gehen. Und so, von Punkt zu Punkt getrieben, setzen sie über Strecken hinweg, deren Länge die Kraft von zehn, von hundert Menschen zu verbrauchen scheint. Die Blindheit, die ihnen täglich den Erfolg ihrer Mühen in Aussicht stellt, das ist die eigentliche Bedeutung grosser Männer. Ihre ganze Grösse ruht auf einem Irrtum.

Der Irrtum, dessen Opfer Moses wurde, war die Ueberzeugung, dass der Anblick der Wüste auf ganz Israel so wirken müsse, wie auf ihn selbst, dass es seinem Volke nicht schwerer fallen würde wie ihm, unmittelbar die Sprache der Natur zu verstehen. Der Seevogel, der im Inland geboren wurde, kennt

das Meer, auch wenn er es nie gesehen hat; ein Zufall braucht ihn nur an den Strand zu führen, und er schwingt sich über die Wellen so sicher, als ob er sie nie aus den Augen verloren hätte. So etwa dachte Moses sich die Rückkehr seines Volkes in in die Wüste. Seine Lebensaufgabe glaubte er vollendet, wenn er Israel an den Rand der Wüste geführt hätte. Ja selbst diese Aufgabe schien ihm leichter, unendlich leichter als sie war; denn mit dem Volk am Nil glaubte er sich so eng verbunden wie mit dem Volk in seiner Phantasie.

So zog er, ein greifbar nahes Ziel vor Augen, nach Aegypten zurück. — Damit begann seine Leidensgeschichte.

Ueber die Einzelheiten des Empfangs bei seinem Volk wissen wir nichts. Nur das steht fest, dass man seinen Planen und Gedanken über die Befreiung Israels nicht im mindesten entgegen kam. Eine stumpfe Resignation, ein trübes Kopfschütteln — ein tiefes Misstrauen: das war die Antwort, die man ihm gab, mit dieser eisigen Zurückhaltung trat ihm das Volk entgegen, an das er Tag für Tag ein Leben lang mit Liebe und Sehnsucht gedacht hatte.

Die Ratlosigkeit über diesen Empfang scheint es gewesen zu sein, die ihn auf ein verzweifeltes Mittel geraten liess. An einen offenen Aufstand war

nicht zu denken. Er musste es mit List versuchen. Aber wie? — Seine Verwirrung gab ihm das denkbar schlechteste Mittel ein. Er ging zum Pharao. Ein religiöses Fest verlange von den Israeliten eine Zusammenkunft in der Wüste. Das Fest nehme drei Tage in Anspruch. Der Pharao möge sie solange von den Fronarbeiten entbinden; durch zwiefachen Fleiss würden sie das Versäumte bald wieder eingeholt haben. —

Der Erfolg seines tollkühnen Unternehmens war nicht anders, als er es bei ruhigerem Denken im Voraus hätte berechnen können. Wütend über die Zumutung, die man ihm stellte, befahl der Pharao die Frondienste dieses Sklavengesindels, das sich erfrechte einen eigenen Gott zu verehren, in jeder Weise zu verschärfen. Es müsse diesem Haufen zu gut gehen, wenn es auf solche Gedanken und Wünsche kommen könne.

Moses war in Verzweiflung. Was half es ihm, dass die Unzufriedenheit der Israeliten gegen dieses Zwangsregiment aufs Aeusserste stieg — man machte ihn für die neuen Lasten verantwortlich. War man ihm bisher mit Misstrauen begegnet, so begann sich jetzt ein offner Hass zu regen.

Schon glaubte er alles verloren, als der Zufall ihn in einer Weise unterstützte, die ihm sein ganzes

Vertrauen wiedergab; denn er konnte darin nichts anderes sehen, als das Wirken Gottes selbst. Es war Sommer. Eine ungewöhnliche Hitze lagerte über dem Nil. Wenn so die Sonne mit ihrer ganzen Kraft auf den heiligen Strom niederscheint, entlockt sie ihm eine Brut von Plagen, so mörderisch, und furchtbar, wie die Geschenke, die sie zu anderer Zeit dem Lande giebt, gesegnet und verschwenderisch sind. Plagen mannigfacher Art sind es, deren sie dann fähig ist; doch schont sie die Länder wenigstens soweit, dass sie fast nie mehr als eine ihrer Furien wüten lässt.

Anders diesmal. Es war, als ob sie einmal über ihre ganze schreckliche Rotte Heerschau halten wollte. Da schwirrten Sumpfmücken und Stechfliegen in dunklen Ballen durch die Luft. Frösche zu tausenden und abertausenden krochen herauf. Hinter keiner Thür, hinter keinem Riegel schien man vor ihnen sicher. Das Wasser im Nil faulte wie in einem Sumpf. Dann die schwirrenden Wolken der Heuschrecken. Und bei alledem jener trockenheisse Wind, mit dem der Todesengel der Pest seine Opfer vor sich herwirft.

Kein Zweifel, ein solches furchtbares Unglück konnte nur der Gott schicken, der auf der Seite Israels stand. Nie hatte Moses eine solche Zuversicht

zu sich selbst empfunden, wie in diesen Tagen des allgemeinen Unglücks. Und diese Zuversicht flammte in seinen Aeusserungen so gewaltig auf, dass mit einem Schlag die Stimmung über ihn sich änderte. Man musste diesem Mann glauben, wenn er die Verwirrung und Ratlosigkeit der Fronherrn als untrügliches Zeichen dafür hinstellte, dass Gott Israel seinen Schutz verbürge, dass alle jene Plagen nur zu ihren Gunsten über Aegypten verhängt seien. Nun folgte man ihm willig in Allem was er vorschlug.

Unter dem Schein eines Festes, das man in Ramses feiern wollte, kam man in der Hauptstadt Gosens zusammen. Die Fronvögte hatten nichts dagegen, da das Fest ja gleichsam unter ihren Augen stattfand.

Und in der That schien auch der Anfang ihre sorglosen Vermutungen zu bestätigen. Jede der israelitischen Familien schlachtete ein Lamm, und bestrich mit dem Blut Oberschwelle und Thürpfosten des Hauses, in dem es opferte. Was konnte das anderes sein als ein harmloser ritueller Brauch? — Sie ahnten nicht die tiefe Bedeutung des Hirtenopfers, das die Israeliten nach jahrhundertelanger Knechtschaft dem Gott der Nomaden, dem Gott der Freiheit wiedergab.

Doch darüber sollten sie bald belehrt werden.

Kaum hat man sich durch das Opfer wieder zum Gott der Väter bekannt, als man die Maske fallen lässt. Noch in der Nacht ordnet man sich notdürftig in einen marschfertigen Zug. Die Fronvögte, die zuerst Einspruch erheben wollen, werden niedergemacht. Die Häuser der Aegypter werden geplündert, und zuversichtlich über den guten Anfang wendet man sich nach Süden. Auf dem Weg schwillt der Zug mehr und mehr an. Als man endlich an der Nordspitze des Schilfmeeres angelangt ist, zählt das Heer soviele Köpfe, dass man getrost den Angriff der Aegypter abwarten könnte, die jetzt den Flüchtlingen mit bewaffneter Macht nacheilen.

Aber Moses will das Schicksal in diesem Augenblick nicht versuchen. Es ist gerade um die Zeit der Ebbe. Mit schnellgefasstem Entschluss entscheidet er sich für die Durchschreitung des Meeres. — Der Streich gelingt wider Erwarten gut.

Die Aegypter setzen unmittelbar hinter ihnen her. Doch in diesem Augenblick ist die Stunde der Ebbe vorüber. Die Wasser rauschen zurück. In wahnsinniger Verwirrung stürzen die Aegypter teils zurück, teils vorwärts zum Festland. Zu spät. Das Wasser eilt schneller, und während Israel am andern Ufer sich noch rüstet zur Erwiderung eines Angriffs, da versinkt ein grosser Teil des ägyptischen

Heeres in den Wellen: der gehasste Pharao an der Spitze.

War noch einer im Zug, der am Beistand Gottes zweifelte, so wurde er bekehrt beim Anblick dieses furchtbaren Schauspiels. Das war die Hand Gottes. Nun zweifelte man nicht mehr am guten Ausgang des Wagnisses, und in freudiger Zuversicht trat man den Marsch an nach Südosten — den Marsch in die Wüste. — —

Die ersten Tage waren vorüber. Ein düsterer Zug wälzte sich langsam über die öden Sandflächen, vorbei an kahlen Syenit- und Porphyrfelsen. Kein freudiger Ruf mehr, kein ausgelassenes Toben und Springen — ein überdrüssiges Sichfortschieben, und nur hier und da ein dumpfes, fast drohendes Gemurmel.

Der Freudenrausch war kurz. Am ersten Tag bereits, als der Marsch kein Ende nehmen wollte, lagerte etwas wie Missmut über der Menge. Man war hierher gekommen, um ein Leben der Freiheit zu geniessen. Und nun gleich zu Anfang diese Strapazen! Aber dabei blieb es nicht einmal. Mangel trat ein, es fehlte an Wasser. Und welche Speise man ihnen bot, wenn man sie halb ausgehungert hatte! Deshalb aber hatte man sie aus Aegypten geschleppt! Aegypten, das Land mit den bunten Städten und Menschen, mit dem frohen Leben und

der lachenden Natur, dieses Land trat immer schöner, immer verführerischer vor ihre Seele, je weiter sie sich von ihm entfernten. Was waren dagegen diese einförmigen Ebenen, diese beklemmend ernsten Steinmassen! Hier quälten sie keine Fronvögte, hiess es. Fronvögte, gewiss, die gab es hier nicht; aber etwas Schlimmeres war an ihre Stelle getreten: der Geiz der Wüste. Wurden sie von den Fronvögten nicht entschädigt durch eine kräftige Nahrung? Die Fleischtöpfe Aegyptens — wo gab die Wüste einen Ersatz dafür?

Aber Moses hatte sich in die neue Lage bereits gefunden. Der Wechsel war zu schroff gewesen für das Volk. Nicht mit einem Schritt war der Uebergang vom Leben der Sesshaftigkeit zu dem der Wanderung zu bewältigen. Nun gut, sie sollten sich langsam daran gewöhnen. Im Süden der Halbinsel sollten sie sich zu einer längeren Rast niederlassen. Die Steppen waren hier fruchtbarer, sie konnten sich an das Hirtenleben gewöhnen und dessen Vorzüge kennen lernen. Musste dann der Wunsch zur Rückkehr nach Aegypten nicht von selbst vergehen?

Und wirklich, die Thatsachen schienen sich dem Willen Moses anzupassen. Nach unsäglichen Mühen gelang es ihm, das Volk an den Fuss des Berges

zu bringen, der der Halbinsel ihren Namen gab. Die Nachricht, dass man sich hier auf längere Zeit festsetzen wolle, schien der Menge neuen Mut zu geben. Ein frisches Leben tauchte auf in den Zelten. Mit freudigem Stolz sah Moses, wie sie mehr und mehr die Gewohnheiten des Wanderhirten annahmen. Sein Traum schien Wirklichkeit zu werden: das war das Leben seiner Vorfahren, was da leise, leise in der Asche wieder zu glimmen begann.

Eins nur noch fehlte ihnen: der Glaube der Vorfahren, ihre Anschauung der Welt. Bisher hatte er nichts gethan, als ihre alten Anschauungen verneint und durchgesetzt, dass keine Götzenbilder verehrt wurden. Sichtbare Bilder zu verehren, das war der Glaube der Aegypter, eines sesshaften Volks. Der Wanderhirte dachte anders. Moses selbst empfand diesen Glauben, aber in Worten aussprechen was er dachte, es so sagen, dass es dem Volk verständlich wurde, das konnte er noch nicht. So wollte er denn noch einmal die Einsamkeit aufsuchen, allein sein wie damals, als er die Wüste zum erstenmal sah und der Gedanke an den Gott der Wüste zuerst in ihm lebendig wurde. Die Höhen des Sinai wollte er erklimmen und dort den Schlussstein suchen, der sein stolzes Gebäude krönte. — —

Zwei Monate waren verstrichen, als Moses sich

wieder auf den Rückweg machte. Sein Auge strahlte. Klar hatte er alles durchdacht, was zu sagen war. Nun drängte es ihn unter das Volk zu treten und ihm die erlösenden Worte zuzurufen.

Schon war er in der Nähe des Lagers, als ein ungewöhnlicher Lärm ihn aufmerken liess. Sein erster Gedanke war, die Israeliten seien überfallen, und der Lärm sei Kriegsgeschrei. Aber jetzt hörte er, es war kein Geschrei, sondern geordneter Gesang.

Von einer unerklärlichen Angst gepackt eilte er schneller vorwärts. An einer Wendung des Berges musste er das Lager überblicken können. Mit klopfendem Herzen blieb er stehen.

Ein Blick nur abwärts, und das Blut, das ihm die Erregung in den Kopf getrieben hatte, zog sich jäh zum Herzen zurück. Wie im Traum starrte er hinunter. Kein Zweifel. Das war ein Opferfeuer, was da auf dem freien Platz in der Mitte des Lagers loderte, und die Männer, die dort im Reigen herumsprangen, verehrten das goldne Tierbild auf dem Altar.

Lange blieb Moses regungslos stehen. Die Thränen schossen ihm in die Augen. Das war also der Erfolg seiner Lebensarbeit! Das alte Israel wollte er wieder erstehen lassen, und nun hatte er ein neues Aegypten in der Wüste gegründet. . . .

Dann aber raffte er sich zusammen. Mit ge-

ballten Fäusten stürzte er wie ein Rasender dem Lager zu. Der Schweiss drängte ihm aus allen Poren, das Blut drohte seinen Schädel zu zertrümmern. Aber er hielt nicht inne, bis er sich zur Mitte des Lagers durchgezwängt hatte. Mit einem Faustschlag stiess er das Tierbild in die Flammen. Dann sah er sich keuchend und zitternd im Kreis um.

Langes Schweigen erst.

Aber kaum war das erste Staunen, der erste Schreck vorüber, da regte sichs im Kreis. Ein Summen, Murren, Drohen, ein Engerschliessen des Ringes um den Altar. Bebend vor Wut stürzte Moses auf den Nächsten ein, riss ihm das Schwert von der Seite, und zum Altar zurückspringend schwang er es hoch in die Luft.

„Her zu mir, wer dem Herrn gehört!" überschrie er das Gewirr der Stimmen.

Ein Augenblick atemloser Stille. Die Schwertgestalt dort mit dem langen Weissbart, die das Feuer so zauberhaft umlohte, wirkte wie eine überirdische Erscheinung. Das Goldtier, das vorhin dort stand, war ein Wahrzeichen Aegyptens: in diesem Alten lebte Israel.

Der jähe Wechsel musste auch den Blödesten zum Entschluss bringen. Wie ein Gewitter brach es plötzlich los. Einer allein sprang zuerst an Moses

Seite. Ihm folgten andere. Nicht lange, und die Parteien hatten sich geschieden: die übergrosse Mehrzahl scharte sich um den Altar. So gering war die Minderheit, dass sie es zu überlegen schien, ob sie das Schwert nicht besser niederlegte.

Aber Moses liess es nicht dazu kommen. Gnadenlos befahl er sie alle zusammenzuhauen. —

Seltsamer Widerstreit der Empfindung, die dieses Ereignis in der Seele Moses entfesseln musste! Er hatte gesiegt. Aber wie lange hielt man bei ihm aus? Und selbst wenn er sich immer getraute seinen Willen durchzusetzen, was wurde dann nach seinem Tode aus Israel? War es nicht besser, er fügte sich den Wünschen des Volks? Sesshaft wollte es werden; das war die Hoffnung, die ihm bei der Ankunft am Sinai neues Leben verliehen hatte. Es war zu lange in Aegypten gewesen. Wieder ein Hirtenvolk werden und so den Uebergang zu der grossen Vergangenheit schaffen, das war ihm unmöglich. Und doch musste an diese Vergangenheit angeknüpft werden, sollte Israel eine Zukunft haben. Wie aber war das möglich, wenn er nachgab, und dem Volk ein Land zum festen Wohnsitz anwies?

Aber so furchtbar dieser Wirrwarr der Gedanken und Gefühle Moses zermarterte: sie waren es, die ihn endlich auf den richtigen Weg führten, die seine

Wünsche mit denen des Volkes in Einklang brachten. Das eine musste ihm das Schauspiel des fremden Opfers klar machen, dass so, wie er es gewollt hatte, ein Zusammenhang mit der Vergangenheit Israels nicht herzustellen war.

Trügt nicht Alles, so war es dieser Vorfall am Sinaiabhang, der zuerst in Moses den Gedanken erweckte, das Volk seiner Urheimat, Kanaan, dem sagenumwobenen Land Abrahams wieder zuzuführen. Der ganze Zug von Aegypten zum Sinai ist nur verständlich als ein Versuch, aus dem Sklavenvolk ein Hirtenvolk zu machen. Am Sinai jedoch entschliesst Moses sich zu Aenderungen in der Anordnung des Zuges, die klar genug von dem Umschwung in seinen Absichten zeugen.

Und dann, jener zweite Sinaiaufenthalt, den die Kritik sich vergebens abmüht aus der Geschichte zu entfernen, wie will man ihn anders erklären als eben aus diesem Umschwung? Durch ihn war Moses zu seinem Volk in ein Verhältnis gebracht, das zu neu war, als dass er es sogleich hätte durchschauen können. Noch einmal musste er die Einsamkeit aufsuchen, um in ihrer klaren Luft die Vorgänge zu übersehen, auf die ihn das Geschick geführt hatte. —

Er war ein anderer geworden, als er von seiner zweiten Bergeinsiedelei zurückkehrte. In dem Blick,

mit dem er Israel von jetzt ab betrachtete, lag etwas wehmütig Resigniertes: die Stimmung des Vaters, wenn er die schönsten Träume, die er der Zukunft seines Lieblingskindes geweiht hatte, zerrinnen sieht. Wohl hatte ihm sein Versprechen, sie zu festeren Wohnungen zu führen, die ganze Liebe Israels wiedergegeben. Sesshaft werden wie in Aegypten, aber nicht als Sklaven, sondern als Herrn, ein Land wieder erobern, das ihnen von Uranfang an zu eigen gewesen war, das freche Eindringlinge ihnen vorenthalten wollten — alles zusammen hatte eine Begeisterung im Volk geweckt, die ihn zufrieden stimmen konnte.

Und doch drängte sich etwas Fremdes zwischen ihn und sein Volk. Das Ideal eines ackerbauenden Israel war ihm nicht vertraut, den Gott eines solchen Volkes konnte er nicht klar erkennen. Als er dem Hirtenvolk ein Gesetz geben wollte, da war es in ihm thätig gewesen wie eine überirdische Macht. Der „Finger Gottes“ war es gewesen, der die Schrift in diese Tafeln eingegraben hatte. Was er jetzt ersann, das waren die Schlüsse seiner eigenen Vernunft — es war Menschenwerk. Er konnte nichts thun, als sein Volk vor den Götzen des fremden Landes warnen, und ihm alles verbieten, was es diesen Götzen näher bringen konnte. Ihre Altäre

sollte es zertrümmern, ihre heiligen Bäume und Malsteine niederwerfen, ihr Blut nicht mit dem der fremden Leute mischen, und den eigenen Gott, den Unsichtbaren nicht in einem Metallbild verehren. Ein Gebot nur prägte er ihm durch einzelne Vorschriften tiefer ein: das des Hirtenopfers. Das sollte Israel auf ewig ein Wahrzeichen der grossen Vergangenheit sein, sollte ihm eine Stütze bieten im Augenblick des Zweifels und des Schwankens. — —

Die neue Aufgabe verlangte eine neue Ordnung des Volkes. Nicht mehr in den lockeren Schwärmen der friedlichen Karawanen, sondern in den festen Massen des angriffsbereiten Heeres musste man vorrücken. Mit wunderbarer Spannkraft vollzog Moses die Umänderung. Er selbst bestimmte die Signale für die Trompeten, die dem neuen Zug unentbehrlich waren. Dann liess er das Lager abbrechen und wandte sich nach Nordosten.

Noch eine Prüfung, schwerer als alle anderen, sollte Moses auf seinem Leidensgang erfahren. Man stand bereits bei Kades, vor den Thoren des gelobten Landes. Alle Einzelheiten des Angriffs beim Einbruch waren festgestellt, und nur zur Erforschung des Gebietes schickte Moses vorher noch einmal Kundschafter aus. Nach einigen Tagen kamen sie zurück. Sie konnten nicht genug die Herrlich-

keit der Früchte rühmen, die der Boden Kanaans zeugte. Aber derselbe Boden, fuhren sie fort, trage ein Geschlecht riesenstarker Männer und ungeheure Burgen.

Die Nachricht verbreitete sich im Lager. Was die Angst der Kundschafter übertrieben hatte, das steigerte die Phantasie des Volkes ins Ungeheure. Kein Gedanke, dass man dieses Land erobern könne. Dem Riesengeschlecht gegenüber wären sie ohnmächtig. Eine neue Sklaverei stände ihnen bevor, soviel furchtbarer, als die „Enakskinder" die Aegypter an Kraft überträfen. Und wieder tönte der alte Ruf des freiheitsungewohnten Sklaven: „Zurück nach Aegypten!"

Moses drohte zusammenzubrechen. So nah am Ziel, und nun wieder das Aufleben des alten Sklavengeistes! Er wollte zum Volk reden, aber man hörte ihn nicht an. Sein Feldherr Josua entging mit knapper Not der Steinigung, als er das Heer an seine Pflicht erinnern wollte.

Da, als er schon alles aufgab, trat eine unerwartete Wendung ein. Ein Teil des Heeres hatte sich abgesondert und drängte an sein Zelt. Sie wären bereit zum Angriff und wünschten den Feind zu sehen. Ihr ungestümes Drängen klang ihm wie eine überirdische Stimme. Klar sah er es vor der Seele:

das waren Keimlinge des Volkes, wie er es haben wollte. So hatte der Aufenthalt in der Wüste das Volk also doch erziehen helfen. Nur zu kurz war der Aufenthalt gewesen. Noch einige Zeit dieses rauhen Lebens, und die Saat, die hier ihre ersten schüchternen Triebe zeigte, werde an tausend Stellen zugleich hervorschiessen.

Mit blutendem Herzen sah Moses die kleine Schar in den sichern Tod ziehen. Er hatte sie nicht von ihrem Vorhaben abbringen können. So blieb ihm nichts übrig, als die Rückkehr ihrer versprengten Reste abzuwarten, und dann den neuen Plan auszuführen, für den er sich endlich hatte entscheiden müssen: Umkehr vor der Schwelle der neuen Heimat und Rückkehr in die Wüste, diesmal nach Südosten. — — —

Auf den traumesstillen Höhen des Abarimgebirgs fand die Tragödie ihr Ende. Es war ein jähes Zusammenbrechen. Ueberwunden hatte das Alter die furchtbare Reihe jener Schicksalschläge nicht: nur zurückgedrängt waren sie. Jetzt traf ihn das alles mit seiner ganzen übermenschlichen Wucht. Die Jugendkraft verliess ihn, denn die Aufgabe seiner Jugend war gelöst. Das war das neue Israel, das dort zu seinen Füssen in den bunt zerstreuten Zelten am Saum des Berges lagerte. Die kleinen sieg-

reichen Gefechte gegen die Medianiter, Moabiter und Amoriter hatten dem Volk seinen alten Mut, seine alte Zuversicht — seine alte Freiheitsliebe wiedergegeben. Nun lag es vor ihnen, das heissersehnte Land, in dem sie als Herrn schalten sollten, das gelobte Land der Verheissung. Dort, jenseits der stillen Jordanfluten breitete es sich aus. Fern aber, am Horizont, von der Höhe des Nebo aus deutlich erkennbar, stiegen die Thürme und Mauern Jerichos auf, der Stadt, durch die Israel wie durch ein ungeheures Siegesthor hindurch Einzug halten wollte in seine neue Heimat. Welche Macht der Erde durfte es noch wagen, sich zwischen diese halb verzweifelten Horden und ihre Beute zu werfen? Wer wollte diesem Volk entgegentreten, das in dem Bewusstsein kämpfte, im Rücken einen Strom mit abgebrochenen Brücken zu haben? Sicher, das Ziel war erreicht.

Aber was ganz Israel mit neuem Lebensmut erfüllte, das musste dem Führer Israels den letzten Rest an Kraft entziehen. Wie der Zugvogel, der den weiten Weg über das Meer mühelos scheinbar zurücklegt, totmüde niederstürzt, sobald er das Festland unter sich sieht, so sank Moses zusammen. Sein Tod war tragisch wie sein ganzes Leben.

*   *
*

Sie waren nun die Herren Kanaans. Josua hatte Bahn gebrochen, die Richter hatten den Boden geebnet. Von Zeit zu Zeit brauste es wohl noch einmal auf wie in einem nicht ganz erloschenen Krater. Aber auch die Aufstände warf man nieder, und nichts mehr schien ihrer Herrschaft sich entgegenzustellen.

Und doch sollte auch dem neuen Reiche seine Stunde schlagen, sollten die Unterdrücker besiegt werden von den Unterdrückten. Nicht in offenem Kampf, sondern in langsam vordringendem Unterwühlen.

Es war dasselbe Schicksal, das einst die Hirten in Aegypten verdorben hatte. Eine lichtscheue Maulwurfsarbeit, die Vorbereitung zu diesem Sturz. Kein Auge kann unmittelbar die Mächte sehen, die sich da sacht aber unermüdlich vorwärtsarbeiten. Nur mittelbar, am abbröckelnden Kalk, an den blossliegenden Mauern, den immer wachsenden Spalten und Rissen lässt der Fortgang sich beobachten. Der langsame Verfall des alten Kultus, den Moses in seinen Grundmauern so fest gebaut hatte, ist solch ein mittelbares Zeugnis. Hier wird es uns erklärlich, wie Israel so plötzlich nach seiner „höchsten Blüte“ hinstürzen konnte. — Es war kein Aufwärtssteigen, die Linie Josua — Gideon — Saul und David

Der Gott Moses', der alte Jahve, war anfangs noch der Gott Israels. Allmählich aber wirkte die Zerstreuung durch das grosse Land. Man verehrte den alten Gott nicht mehr gemeinsam wie einst in der Wüste, nicht mehr an einem Ort: die Stätten des Kultus häuften sich mehr und mehr. Und wo konnte man ihm schliesslich besser opfern, als an den altgeheiligten Orten des Landes selbst?

„Ihre Altäre sollt ihr zerstören, ihre Malsteine zertrümmern, und ihre heiligen Bäume umhauen!" So hatte es ihnen Moses zugerufen in warnender Vorsicht. Man that es nicht — und das war der erste Schritt zum Untergang. Nur an den heiligen Bäumen, Quellen und Steinen opferte man erst. Nicht lange, und die Opfer galten den heiligen Bäumen, Quellen und Steinen.

Das Hirtenopfer war das festeste Band gewesen, das Israel unter sich und Israel mit seinen Gott zusammenhielt. Auch das trat jetzt zurück. Statt dessen drei neue Feste, die Feste eines Landvolkes — die Feste des unterdrückten Kanaan: der Gerstenmahd zu Ostern galt das eine, dem Weizenschnitt zu Pfingsten das andere, der grossen Herbstlese das dritte. In diesen Festen lebte das alte Kanaan wieder auf — siechte das alte Israel hin. —

Im Norden, im Zehnstämmereich, trat der Um-

schwung zum erstenmal klar zu Tag. Der Regierungsantritt des Königs Ahab bezeichnet den Wendepunkt. Nichts mehr vom alten Israel im Charakter dieses Fürsten. Eine vollständige Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen war sein ursprüngliches Verhältnis zum Glauben der Väter. Und diese Gleichgiltigkeit schlug in offenen Hass um, als er sich mit Isebel, einer Tochter des sidonischen Königshauses, vermählte. Dem Einfluss dieser Fürstin gelang es, Ahab nicht nur ganz dem Kultus Baals und der Astarte zu gewinnen, sondern auch sein despotisches Bewusstsein derart zu steigern, dass er sich entschloss, mit allen Mitteln der Gewalt seinem eignen neuen Glauben auch im Reich Gehör zu schaffen. Die schlimmsten bisherigen Verfügungen hatten die Priester des Baal gleichberechtigt neben denen des Jahve auftreten lassen. Nun bestimmte Ahab, alle Jahvepriester sollten ihres Amtes enthoben, die Widerspenstigen niedergemacht werden.

Es half nichts, dass ein Teil des Volkes sich offen auf die Seite der Priester stellte. Die grosse Masse hatte nichts mehr vom alten Geist und wagte nicht den Befehlen des Despoten sich zu widersetzen. An einer Anzahl Priester wurde das Blutgericht vollzogen, und so blieb dem Rest nichts übrig, als in schleuniger Flucht sein Heil zu suchen.

Unter den Verfolgten befand sich ein Priester aus Thisbe namens Elias. Mit Hinterlassung seines Eigentums zog er sich in der notdürftigsten Kleidung zurück in die Wüste am Ostjordanufer. Als stiller Einsiedler wollte er fern von dem Volk, das ihm so fremd geworden war, seine Tage beschliessen.

Doch bei diesem Plan hatte er seine seelische Kraft unterschätzt. Noch war sein Geist zu jugendlich, um in scheuer Einsamkeit aufzugehen in einem Leben der Betrachtung. Sich ruhig seinem Schicksal zu unterwerfen, das gelang ihm nicht; und je länger er sich selbst überlassen blieb, um so mehr trat an die Stelle thatenloser Wehmut eine zornige Entrüstung, die nach einer gewaltsamen Auseinandersetzung mit diesem Schicksal brannte.

Wieder einmal zeigt die Wüste ihre belebende, reinigende Kraft. Wie Moses findet Elias in ihr den Zusammenhang wieder mit der grossen Geschichte seines Volkes. Wie Moses tönen ihm aus der leblosen Ruhe tausend Stimmen entgegen, die ihn mahnen an diese Vergangenheit anzuknüpfen. Wie Moses gaukelt die Wüste ihm ein Luftbild vor von sonnenduftigen Farben, auf das er voller Hoffnung zueilt, und das er doch nie erreichen sollte.

Ja, das tragische Schicksal des Moses scheint neben dem des Elias fast wie ein einziger grosser

Sieg. Mochte der Prophet vom Sinai sein letztes Ziel nicht erreicht haben: Das eine war ihm doch gelungen, dass er ein schlummerndes Volk geweckt und noch im rechten Augenblick der Gefahr entrissen hatte. Selbst das blieb Elias versagt. Nicht einmal wecken konnte er das Volk. Wohl kommt er herbeigestürzt und ruft dem Schläfer das Wort der Gefahr ins Ohr. Aber alles was er erreicht ist ein blosser schreckhafter Traum. Der Schläfer fährt jäh auf, sieht mit blöden Augen um sich — und legt sich wieder hin, um seinen gefährlichen Schlaf weiterzuschnarchen. —

Dreimal stiessen die Verfolgungen des irregeleiteten Volkes Elias zurück in die Wüste. Mit immer grösseren Hoffnungen, verwegenerer Thatenlust kehrt er zurück. Gegen die Baalspriester tritt er zunächst auf. Er weiss das Volk zu begeistern, und es gelingt ihm eine Anzahl der Götzendiener niederzumachen. Als er dann wieder fliehen muss, wird ihm klar, dass die Vernichtung dieser Priester doch nur die Beseitigung einer äusseren Erscheinung sei. Da wagt er einen grösseren Angriff und leitet eine Verschwörung gegen die Könige von Syrien ein. Mitten in den Vorbereitungen stirbt er.

Der Sand der Wüste hat seine letzten Spuren verweht wie die des Moses. Aber wie der Geist

Moses im Volk lebendig blieb, so auch der des Elias. Wohl sehen wir drei Menschenalter später Samaria hinstürzen. Doch als man bei diesem fürchterlichen Zusammenbruch endlich wachgerüttelt wird, entsinnt man sich jenes schreckhaften Traumes: Elias wurde wieder lebendig — die Propheten traten auf.

Propheten, Männer der Znkunft hat man diese Heroen des Geistes genannt. Und doch sind sie alle nur Männer der Vergangenheit. An den letzten noch glimmenden Funken des Geistes Moses und Elias loderten ihre Feuerseelen auf. Ihre mächtigen, brausenden Stimmen waren ein Nachhall der alten Donnerworte. Es war der wiedererstehende Elias, der Judäa vorhielt, wie es dem Baal diente, wie es auf den Getreidetennen Jahve vergass und nur noch den Götzen opferte. Es war Moses, der ihnen zurief: „Locken will ich euch, und in die Wüste führen und begeistern". Oder gar jenes Wort, in dem das Rot einer untergehenden Sonne sich mischte mit dem Glanz eines neuen Sonnenaufgangs:

„In der Wüste bahnt den Weg Jehovas,
in der Steppe ebnet ihm die Strasse!
Das Thal soll hoch, und Berg und Hügel niedrig werden,
Und Eben soll das Höckerige sein, und Thal das Hügelland,
Dass sich Jehovas Grösse zeigen kann,
und alles Fleisch sie scheue." —

Klanglos scheinbar tönen die Stimmen der letzten Propheten aus. Und doch liegt gerade in dieser Stille die erste grosse Erkenntnis, die Judaea aus seiner eignen Verlegenheit zog:

Gewaltsam hatten Moses und Elias ihr Volk befreien wollen. Beide Versuche waren schliesslich gescheitert. Zweimal hatten fremde Völker es vermocht das siegreiche Israel zu Boden zu werfen. Von der Art, wie sie dabei vorgegangen waren, lernt man nun Gebrauch machen. Es war ein langsam stetiges Umherwühlen, das den Hirten in Aegypten, den Hebräern in Kanaan die alte Freiheit geraubt hatte; wie wan es verloren hatte, sucht man es nun wiederzugewinnen. Nicht mit Gewalt, sondern mit List. Die scheinbar harmlose Einführung des fremden Kultus war Schuld gewesen an ihrem Untergang: die scheinbar ebenso harmlose Wiedereinführung der eigenen alten Kultusgebräuche sollte die Vorbedingung einer neuen Grösse Israels werden.

Darin liegt die Bedeutung der Propheten. Und dass sie nicht umsonst gelebt hatten, sollte sich bald zeigen an einem unscheinbaren Merkmal: der Rückdeutung der Feste. In den „ungesäuerten Broten“ des Osterfestes sah man nicht mehr die notdürftig zubereiteten Fladen der eben geschnittenen Neuernte, sondern das in der Eile des ägyptischen Auszugs

nicht gesäuerte Brot; die schnellgebauten Laubhütten, die luftigen Wohnungen der Herbstlese, wurden ein Symbol der flüchten Wüstenzelte Altisraels.

Zur Wiedererlangung der politischen Macht freilich war es zu spät. Jerusalem fiel; und mit ihm der Tempel; das Volk schleppte man in die Gefangenschaft. Aber gerade das Elend dieser Niederlage läuterte seinen Geist. Reiner als je stand der alte Kultus wieder auf: das Fest der Versöhnung, das die Leidensgenossen dieses unglückseligsten der Völker vereint, und, grösser als dieses, das Passah, das alte Hirtenfest. — —

Jahrhundert um Jahrhundert ist ins Grab gegesunken. Volk um Volk stand auf und liess immer grausamer das Sklavenpack am Nil die Peitsche fühlen. Aber das Passah hat es nicht vergessen. Und was hat man nicht alles gethan, um gerade dieses Fest zu verleiden! An das Passah knüpften sich die Verdächtigungen aller Völker und Zeiten, auf das Passah wies man hin, galt es, die Rohheit und den Aberglauben aufzuhetzen, auf das Passah weist noch heute die brutale Gemeinheit, die Weisheit der Faust und des Dreschflegels. Umsonst. Heute wie vor Jahrtausenden versammeln die Familien sich am Vorabend des vierzehnten Tages im Monat Nisan. Und je entsetzlicher die Verfolgungen draussen

sind, um so inniger und herzlicher schliessen sie sich ab in ihrer Häuslichkeit und lauschen den Erzählungen der Agade, und feiern das grosse Fest ihres Volkes: das heilige Passah. In ihm allein, das sagt ihnen ihr sicherster Instinkt, liegt ihr Sieg. Nur dieses Hirtenfest, dieses alljährlich wiederkehrende memento lässt sie ihre Aufgabe nicht vergessen über den Anblick der bunten Wandeldekoration vorübergleitender Völker und Zeiten, jene grosse Aufgabe der Wüste, den Traum ihrer Kindheit, den Moses und die Propheten so lebendig in ihnen wieder erstehen liessen.

* *
*

Die unglaublichsten Dinge wurden von ihm erzählt. Eine menschliche Wohnung scheine er nicht mehr zu kennen: wie ein Tier suche er Schutz vor dem Wetter in Schluchten und Höhlen. Ein rohes Gewebe von Kameelsharen, mit einem Ledergürtel notdürftig um die Hüfte festgehalten, sei alles was er am Leib habe. Und die Nahrung: der Honig wilder Bienen, Heuschrecken, das Wasser der Quellen, die spärlich genug in der Steinwüste zu finden seien. Das Wunderbarste aber sei sein Einfluss aufs Volk. Dieser Mensch, der doch jedem Vernünftigen nur ein mitleidiges Lächeln abringen könnte, besitze eine

Gabe der Mitteilung, eine Kraft der Rede, die alles mit sich fortreisse. Niemals spreche er zur Menge, ohne dass am Schluss der Rede eine ganze Anzahl zu ihm herandränge, um die Taufe anzunehmen, eine eigentümliche symbolische Handlung, bei der er dem Täufling eine Hand voll Wasser über das Haupt träufle, um ihn damit reinzuwaschen von seinen alten Sünden, wie er es nannte.

Wahrhaftig, der Täufer Johannes, das war eine Erscheinung, bei der die Neugierde des gealterten Jerusalem schon wach werden konnte. Was sonst keine Gewalt der Erde vermocht hätte, dieser sonderbare Heilige brachte es fertig: in der öden Steinwüste am Abhang des Ephraimgebirges wurde es plötzlich lebendig. In bunten Haufen zogen sie hinaus, der stolze Sadducäer und der gedrückte Zöllner, der schlichte Soldat und der gelehrte Pharisäer. Von ferne schon war der schwarze Menschenhaufen zu sehen, den die rätselhafte Stimme der Wüste bereits hinausgelockt hatte. Dorthin wandten sie sich alle, die vereinzelten Nachzügler, wie von einer magnetischen Kraft angezogen. —

In Judaea regte sich etwas wie ein böses Gewissen. Das war es, was den Worten eines Johannes diesen Nachdruck verlieh. Im besten Teil des Volkes hatten die Lehren Moses' und der Propheten all-

mählich Wurzel gefasst. Eine Zukunft der Freiheit, dieser Wunsch, den der grosse Schicksalsmensch einst allein empfunden hatte, und der erst zur Zeit der Propheten allgemeiner verstanden wurde, begann jetzt in ganz Judaea sich auszudehnen und in die geheimsten Schlupfwinkel der Volksseele sich festzusaugen. Es war eine Wallung, von der der Verstand sich vielleicht keine Rechenschaft geben konnte, die aber um so lebendiger im Gefühl des Volkes thätig sein und um so sicherer gegen jedes Hindernis sich auflehnen musste, das ihrer Entfaltung sich entgegenstellte.

Und ein solches Hindernis tauchte immer deutlicher auf in der äusserlich politischen Umgestaltung des Reiches. Als Israel nach der Unterwerfung der Einwohner Kanaans sich mehr und mehr vom alten Gott der Wüste und der Freiheit entfernte, als es mit den Göttern des unterworfenen Volkes auch dessen staatliche Ordnung anzunehmen begann, da gliederten die Volksschichten sich immer schärfer nach dem alten Herren- und Sklavensystem. Die Propheten lehnten sich auf gegen diese Sonderung zwischen Mensch und Mensch, die dem echten Glauben der Vorväter so durchaus fremd waren. Man überhörte sie erst, bis die Zeit gemeinsamen Leidens in der Verbannung ihren Geboten die Ohren öffnete.

Aber diese Wendung zum Bessern ging vorüber. Kaum hatte Israel in der alten Heimat sich wieder eingelebt, als es auch die alten Irrwege wieder betrat. Die Unterschiede der Stände traten schroffer hervor als je. Nie hatte sich der Hochmut der Mächtigen so erhoben wie jetzt. Nicht genug, dass sie mit grenzenloser Verachtung auf die Brüder des eigenen Volkes herabschauten, hielten sie sich, als die Nachkommen Abrahams, auch für die Auserwählten aller Völker.

Doch nun war endlich auch die Zeit gekommen, wo man durch lange schlimme Erfahrungen aufgerüttelt über die Wahrheiten der Lehren Moses' und der Propheten nachzudenken begann. Moses hatte sie gewarnt, ohne im mindesten verstanden zu werden; die Propheten hatte man gehört, aber als unangenehme Warner bei Seite gedrängt: als Johannes auftrat, hatte man endlich einsehen gelernt, dass der scheinbare Fortschritt der staatlichen Ordnung für Israel ein Fortschritt auf der schiefen Ebene sei. Das war der Zauber, der den Worten dieses Einsiedlers alle Herzen öffnete. Er war klein gegen die Propheten, er verschwand gegen Moses und Elias, aber ihn trug der Strom der Zeit, und das liess ihn weiter kommen als alle seine grossen Vorgänger. Die Stimmung war da, die seinen

mystischen Prophezeihungen vom nahen Gericht eine erschütternde Macht verlieh. Kein Mensch wagte ihm zu widersprechen, wenn er die angesehenen Pharisäer und Sadducäer ein falsches Otterngezücht schalt, das seiner Strafe nicht entgehen werde, wenn er den dummdreisten Ahnenstolz des ganzen Volkes verhöhnte mit den Worten: „Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken!"

Und doch war dieser Wüstenprediger nichts als ein Vorläufer. Er selbst sprach es offen aus den Pharisäern gegenüber. Kein Christus, kein Elias, kein Prophet. Seine ganze Aufgabe war die, von der Jesaias einst gesprochen hatte: die Wege sollte er ebnen, in der Wüste die Pfade suchen, auf denen er selbst nicht gehen konnte. Bei ihm blieb alles blosse Empfindung, blosser Protest. Er sah, dass die Berge zu schleifen und die Thäler auszufüllen seien, dass der Hochmut der Besitzenden niedergezogen und die gedrückte Lage der Elenden gehoben werden müsse, sollte Israel nicht zu Grunde gehen. Aber wie das alles geschehen solle, davon wusste seine leidenschaftliche Seele nichts. Ein Grösserer musste kommen, der nicht wie er nur mit der Taufe des Wassers die alten Sünden wegschwemmte, sondern mit dem Feuer seiner Seele neue Gedanken in ihren Geist einbrannte.

Dieser Grössere war Jesus von Nazareth.

Johannes kannte ihn. Er war mitgekommen in einem der Züge, die sich von der Stadt her zu ihm herüberwälzten. Mit heiliger Begeisterung hatte er den Reden des Wüstenpredigers gelauscht und die Taufe angenommen.

Dann aber war er weitergezogen, tiefer in die Wüste hinein, wohin keine Spur der neugierigen Zuhörer aus der Stadt sich verlor. Durch die Lehren des Täufers war es ihm hindurchgeklungen wie ein verwandter Ton. Aber das Mitschwingen seiner Seele hatte ihn nicht befriedigt. Diese Klänge füllten sein Inneres nicht aus. Wie eine ungeheure Leere empfand er es in seinem Geist, und eine ungeduldige, brennende Sehnsucht trieb ihn, diese Leere auszufüllen. Das war es, was ihn in die Tiefe der Einsamkeit führte und ihn dort suchen liess.

Die Wüsteneinsamkeit Jesus', das war das Gebot einer Aufgabe, so schwer und tief, dass an ihr gemessen selbst Moses und seine Sendung klein erscheinen. Wohl war das Ziel bei beiden das gleiche: die Freiheit ihres Volks. Aber wieviel ungeheurer waren die Lasten, die Jesus fortwälzen musste! Die Gleich-, die Ebenmachung der Götter war Alles, was Moses dem Horizont der Wüste abzulesen hatte: die Abflachung der Stände und Kasten, der Kampf mit

Mächten, die nicht unsichtbar zwischen Himmel und Erde schweben, sondern die das Schwert in der Hand hatten und eifersüchtig ihre Rechte verteidigten, das war die Aufgabe Jesus'. Dort eine Abrechnung mit wenigen, geistig noch unklaren Völkern: hier eine Kriegserklärung der ganzen Welt, Völkern, die erwachsen waren, deren Feindschaft den furchtbaren Rückhalt einer ausgebildeten Kultur besass. Denn das eine musste Jesus klar werden, dass nur die Aufhebung der Unterschiede Mensch und Mensch bei allen Völkern die Freiheit Israels möglich machte. —

Die Empfindung und nicht die Erkenntnis treibt das Rad der Weltgeschichte. Nur zum kleinsten Teil war Jesus sich der wirklichen Bedeutung seiner Umwälzung bewusst. Vielleicht dass er auf Augenblicke, in den einsamsten Stunden seiner Einsamkeit, das Ziel sah: dasselbe Ziel, dem wir jetzt so nahe stehen, wie Israel den Gedanken Moses' zur Zeit der Propheten. Aber was er sah, konnte er das anders sehen als durch das trübende Medium seiner Zeit? Und wie erst mussten seine Ideale verkleidet, verzeitlicht, vergröbert werden, sollten sie That werden können, sollte das Volk an ihnen sich begeistern! Es war eine Uebersetzung in eine fremde Sprache, als er dem Gedanken eines Ständeaus-

gleiches Bahn brach mit der Lehre eines rächenden Weltgerichtes und eines besseren Jenseits. An eine gewaltsame Auseinandersetzung zwischen Herren und Sklaven war noch nicht zu denken. So musste denn jenes Evangelium der Liebe und — der Rache den ersten Fürsprecher der neuen Ideale bilden. — —

Bei den gesellschaftlich Verkommenen setzte Jesus mit seiner Lehre ein. Man hat darin einen Einwand gegen diese Lehre selbst erkennen wollen. Aber welche grosse Bewegung hätte je bei den „guten" Elementen der Gesellschaft ihre Verfechter gefunden! Die „schlechten" Elemente, die gesellschaftlich Aufgegebenen und Verunglückten waren von jeher die ersten Träger neuer Kulturgedanken. Nur bei solchen verzweifelten Existenzen, die Alles zu gewinnen haben, findet die Geschichte den Mut, die Rücksichtslosigkeit, ohne die das Neue, noch Unsichere, Unerprobte, nie durchzuführen wäre. Hat erst das Neue seine Aufgabe gelöst, hat man es als brauchbar und — gut anerkannt, dann kann man es unbesorgt der Pflege jener ruhigeren Geister anvertrauen. Gern wird dann die zweifelhafte Entstehung vergessen, Alter und Herkommen leihen ihren nebligen Glorienschein, und alles gesellschaftlich Wohlgeratene schart sich in klarer Begeisterung

um das neue „heilige Gut der Menschheit“. Allzeit gefällige Köpfe wissen diese Begeisterung zu rechtfertigen, geraten in papierne Entrüstung über die Gemeinheiten, die ihr Allerheiligstes in seiner Jugend habe erfahren müssen, und bedauern von ganzem Herzen, nicht damals gelebt zu haben. Statt dessen begnügen sie sich damit, denen entgegenzuarbeiten, die Leben und Ehre einer neu erstehenden Sache opfern. Es ist das alte Lied: Ehrfurcht Allem, was schon mit einem Fuss im Grabe steht; Verläumdung Allem, was noch keine Vergangenheit, sondern — nur eine Zukunft hat.

Solch ein Stand gesellschaftlich wohl anerkannter Bürger waren die Pharisäer Jerusalems. Ihre Lebensaufgabe war die Pflege des alten Gesetzes. Einst, zur Zeit der alten Propheten, hätte dasselbe Gesetz wohl kaum jene Männer mit tadellosem Rock und Ruf gereizt. Das Publikum des Moses' war ein Volk von Sklaven, das der Propheten eine Kaste von Armen, die beide äusserlich gleichwenig Verlockendes boten. Aber diese Zeiten waren ja längst vorüber. Was einst Gefahren und Verfolgungen einbrachte, verhalf jetzt zu klangvollen Titeln und gesellschaftlich angenehmer Stellung. Grund genug, dass Leute, die sich nie etwas vergeben hatten, sich bereit erklärten zu Hütern des neuen Heiligtums

und in dessen entsagungsvollem Dienst ihr Bewusstsein treuer Pflichterfüllung ausbildeten.

Wie abstossend musste auf solche anständigen Menschen eine Erscheinung wirken, wie die des Schwärmers von Nazareth. Ein Mensch, der sich nicht schämte, in der schlechten Gesellschaft von Samaritern und Zöllnern zu verkehren, der den guten Ton soweit vergass, dass er vor einer Hure, die ihm auf offner Strasse entgegenkam, nicht ausspuckte, ja unverfroren genug war, ihnen, ihnen! dieses Frauenzimmer als Beispiel vorzuhalten. Kein Wunder, dass eine so niedrige Seele nichts von Ehrfurcht vor den Standesunterschieden empfand, dass er so pietätlos werden konnte, den Glauben seiner Mitmenschen nicht zu achten und Kritik zu üben an dem, was ihnen heilig war.

Die erste und zugleich erfolgsicherste Kampfesweise gegen einen derartigen Umstürzler war die, dass man ihn nicht ernst nahm, ihn solange wie möglich überhörte. Und dieses Mittel schien hier auch wirklich vorzüglich anwendbar. Jesus lehrte in Galilaea. Galilaea, die Provinz im Norden, war politisch ohne jede Bedeutung, die Söhne des Landes standen zudem in geistig wenig hervorragendem Ruf. Drang wirklich etwas von den neuen Lehren in das eigentliche Judaea, und wandte

das Volk sich um Auskunft an sie, die erste zuständige Behörde, so genügte der lächelnde Hinweis: „Was kann aus Galilaea Gutes kommen!“

Aber Jesus erkannte sehr bald das Wesen der Gefechtsart, die ihn zwar aller Gefahr enthob, aber auch seiner Lehre jeden Einfluss abschnitt. Die Gefahr missachtete er so sehr, wie nur irgend einer seiner Vorgänger. So entschloss er sich denn, Jerusalem selbst aufzusuchen, um einen unmittelbaren Angriff auf die Stadt zu wagen, in der die Standesunterschiede am grellsten hervortraten.

Noch immer suchten die Pharisäer den unangenehmen Gegner zu übersehen. Als sie jedoch bemerkten, dass seine Auseinandersetzungen auf das Volk nicht ohne Eindruck blieben, gingen sie endlich aus ihrer gleichgiltigen Stellung heraus. Zunächst dachten sie ihn lächerlich zu machen. Sie waren in allen Spitzfindigkeiten der Casuistik wohl bewandert, Jesus dagegen war Nichtfachmann: es konnte nicht schwer fallen, ihn in Widersprüche zu verwickeln und ihn dann als den Unterlegenen hinzustellen.

Doch dabei hatten sie nicht mit der Schlagfertigkeit des Volksmannes aus Nazareth gerechnet. Wohl stellten sie ihm mehr als eine Frage, bei der jede gerade Antwort eine Schlinge war. Aber

niemals ging Jesus darauf ein. Er zerhieb die Knoten, die nicht zu lösen waren, und so war das Ende jedes dieser verfänglichen Gespräche eine Niederlage der Pharisäer.

Aus demselben Grund, einem geschickten Ausweichen der eigentlichen Frage, oder ihre Beantwortung durch eine Gegenfrage, scheiterte auch der zweite Anschlag der Pharisäer: ihr Plan, Jesus irgend ein voreiliges Wort gegen die römische Behörde zu entlocken, für dessen schnelle Weiterbeförderung an die betreffende Behörde sie dann schon sorgen wollten.

Auf keinem geraden Weg war diesem Volksaufrührer beizukommen. Und doch musste der Elende auf irgend eine Weise in ihre Gewalt geraten. Mit zunehmender Besorgnis sahen sie, wie er mehr und mehr Anhang gewann. Was sollte aus der Gesellschaft werden, wenn erst solche Ideen allgemein verbreitet wären! Nein, auf keinen Fall durfte der Nazarener ihnen das Volk abspenstig machen. Und mit dem Scharfblick der Eifersucht achteten sie auf jedes Wort, jede Miene, die ihn beim Volk verdächtig machen konnte.

Jesus durchschaute die Lage des Kampfes, die für ihn so wenig Hoffnung bot. So unermüdlich er sein Werk fortsetzte, so kühn er jedem Angriff der

Pharisäer, dieses hochmütigsten aller Stände, entgegentrat — es überschlich ihn doch die Ahnung, dass er bei diesem Wettlauf unterliegen werde. Moses, Elias, die Propheten, Johannes — alle hatten Judaea befreien wollen, und alle waren missverstanden worden. Trotzdem, darin zeigt sich die ganze Grösse seiner Seele, empfand er bei solchen Ahnungen am bittersten nicht den Gedanken an den eigenen Tod, sondern an den Untergang Judaeas.

Eine solche wehmütig schmerzliche Stimmung war es, die ihm einst beim Anblick der Hauptstadt Israels die Worte auspresste: „Jerusalem! Jerusalem! Du tötest deine Propheten und steinigst deine Auserwählten! Wie oft habe ich deine Kinder sammeln wollen! Schützen wollte ich sie, wie eine Henne ihre Jungen mit den Flügeln deckt — und du hast nicht gewollt.“ —

Bei Gelegenheit einer Wallfahrt, die Jesus in der Wüste an die Stätten unternahm, wo Johannes einst aufgetreten war, wurde den Pharisäern der ganze Ernst der neuen Bewegung klar. Schon die Wallfahrt selbst hatte sie bedenklich gemacht. Glich sie nicht einem grossen Triumphzug? Und nun erst die Rückkehr nach Jerusalem! Man rüstete sich gerade zur Feier des Passah. Wie alle Teile des Landes hatte auch Galilaea Gäste nach Jeru-

salem gesandt. Als diese von der Rückkehr ihres grossen Landsmannes hörten, eilten sie an das Thor, durch das Jesus hindurchkommen musste. Dort bedeckten sie den Boden mit Tüchern und bunten Gewändern, und als nun gar Jesus selbst näher kam, rissen sie Zweige von den Bäumen, schwenkten sie ihm entgegen, und indem sie näher drangen, riefen sie unaufhörlich: „Hosiannah dem Sohn Davids!“

Die Pharisäer waren empört. Doch da sie dem begeisterten Volk selbst nicht entgegenzutreten wagten, suchten sie Jesus „Vernunft“ einzureden. Er solle ihnen doch Ruhe gebieten. „Die Steine werden schreien, wenn die da schweigen“ war die unehrerbietige Antwort des Volksknechts.

Aber das war noch nicht Alles. Die Begeisterung schien Jesus zu Kopf gestiegen zu sein. An der Spitze der Galilaeer wagte er sich mitten in den Tempel und warf dort die Geldtische der Wechsler um, unter dem Vorwand: er wolle das Haus Gottes, aus dem man eine Diebesherberge gemacht habe, wieder reinigen. Und das Schrecklichste: bei alledem kein Volksaufstand der Einwohner, der dem frechen Treiben dieser Provinzler ein Ende gemacht hätte. Im Gegenteil; man hörte den Reden Jesus', der auf seiner Wüstenfahrt neue Hoffnung geschöpft haben musste, geduldig zu.

Da galt es, keine Zeit zu verlieren. Enthielten die Reden Jesu keine unmittelbaren Anklagen, mit denen man ihn dem römischen Gerichtshof ausliefern konnte, so musste irgend eines seiner Gelegenheitsworte gewendet und gedreht werden, bis irgend ein gefährlicher Sinn, eine gefährliche Absicht daraus hervorsprang. — —

Jesus hatte nur zu richtig sein Schicksal vorausgeahnt. Die Pharisäer waren ihm zuvorgekommen. Dass sie jederzeit einen beliebigen seiner Aussprüche als staatsgefährlich umdeuten und ihn so der Behörde überliefern könnten, das war ihm ja niemals zweifelhaft gewesen. Im Gegenteil, er war erstaunt über die geringe Anschuldigung, die man allein aus seinen Reden herausgehört hatte. Im übertragenen Sinn hatte er sich einmal den „König der Juden“ genannt. Man legte dieser Bezeichnung einen politischen Gedanken unter und forderte ihn dafür zur Rechenschaft. Eine Verdächtigung, so ungeheuerlich und gesucht, dass der römische Stadthalter lange die Bestätigung des Todesurteils verweigerte. Aber er gab schliesslich nach, denn er kannte die Anschwärzungen der Pharisäer am kaiserlichen Hof. Jesus wurde verurteilt. — Alles das hatte ihn nicht überraschen können. Dass er aber das Volk in Jerusalem so wenig überzeugt hatte, dass

sie den Pharisäern einmütig folgten und ihr „Kreuzigt, kreuzigt ihn!“ riefen, das hatte er nicht erwartet — das vergällte ihm die letzte Stunde seines Lebens.

* *
*

„Sein Blut komme über uns und unsere Kinder“, rief man Pilatus zu, als er sich öffentlich gegen die Verurteilung erklärte, die er nur unter dem Zwang der Verhältnisse bestätigt hatte. In diesem Ausspruch klang nicht die Stimme Jerusalems, und nicht die Judaeas: der Orient selbst sprach damit das Verdammungsurteil über sich aus. Indem das eigentliche Sklavenvolk des Orients sich taub zeigte gegenüber der lautesten Stimme der Freiheit aus der Wüste, bekannte der gesamte Orient seine Unfähigkeit zur Lösung der Aufgabe, die gerade jetzt die Kultur verlangte. Die Sprache Jesu, die Lehre von der Gleichberechtigung aller Menschen, das ging über das Fassungsvermögen dieser gealterten, überlebten Völker des Ostens: so wurde die Kreuzigung Jesu das Ende der morgenländischen, der Anfang der abendländischen Kultur.

* *
*

Die Gewitter des Sommers müssen über das Land hingerast sein, soll der Herbst uns neue Früchte

schenken. Es liegt zuviel Schutt auf den Feldern, es giebt zuviel alte Bäume, die mit ihrem Schatten alles aufkeimende Laub niederhalten. Das muss der Sturmwind erst weggefegt, der Blitz erst zerschmettert haben, ehe der Himmel mit seinen Donnerworten neues Leben aus dem Grab heraufbeschwören kann.

Das Bild der Natur ist ein Spiegel unserer eigenen Geschichte. Der Boden treibt keine neuen Früchte, die Menschheit keine neue Kultur, ohne dass eins jener Gewitter niedergesaust ist. Altbabylon, Aegypten, Persien, Hellas — dasselbe Schauspiel überall. Am Horizont wird es schwarz von einer Menschenwolke. Klein und harmlos scheinbar lugt es herauf. Dann aber schwillt und schwillt es an, grösser, schwärzer, stürmischer. Und endlich entladet es sich in einem kolossalen, brüllenden, schäumenden und krachenden Gewitter. Volk kämpft da gegen Volk, erbarmungslos, auf Tod und Leben. Und ist endlich das letzte Donnergrollen und Windesstöhnen verhallt, dann verdecken den Boden weit und breit die Trümmer einer zerschlagenen Kultur, die Gliederfetzen eines sterbenden Volkes.

Vernichtung, nichts als Vernichtung scheint das Gewitter dem Land gebracht zu haben. Und doch war das Volk, das da hinweggefegt wurde, nur das

welke Laub des Vorjahres, das dem Boden keine Säfte mehr zu entziehen wusste; die Kultur aber, die so stolz in den Himmel hineinragte, hielt gewaltsam tausend neue Keime wieder in ihrem Schatten — und deshalb musste sie zerschmettert werden.

Nie mag sich den Blicken der Menschheit dieses schauerlich erhabene Naturspiel grossartiger entrollt haben wie damals, als das Völkerwetter am östlichen Horizont Europas losbrach. Ein Wetter, das einen ganzen Weltteil fruchtbar machte. Staunend fragt man sich bei seinem Anblick, welche Kraft solche Massen in Bewegung bringen konnte, aus welchen Elementen die Millionen der Einwanderer sich zusammensetzten. Man antwortet gleichgiltig, es seien unruhige Geister gewesen, lüstern nach kriegerischer Beute, vom kultivierten Orient verdorbene oder zurückgewiesene Elemente, die man gerne habe ziehen sehen.

Sie selbst, die Ausgestossenen, dachten vielleicht nicht anders, und nur gezwungen verliessen sie ihre üppige, sonnige Heimat. Aber was hatte sie zu diesen rohen Abenteuerern gemacht? Wie war es möglich, dass ganze Völker in diesen Völker sich bilden und sich sondern konnten? Völkern, denen die Heimat entfremdet wurde, und die ihr Heil nun in unbekannten Fernen suchten?

Es ist die alte Laune der Geschichte: wieder wählt sie ihr schlechtestes Material — um ihr Bestes zu formen. Wie sie die rohen Hirtenvölker aussuchte, um die ägyptische Kultur auf ihren höchsten Gipfel zu bringen, wie sie durch ein Sklavenvolk die Menschheit an ihr grosses Ziel erinnerte, und ihr durch die Sklaven dieses Sklavenvolkes den rechten Weg zu diesem Ziele wies, so war sie auch jetzt, bei der Urbarmachung Europas, wenig „wählerisch“ in der Wahl ihrer Mittel: es waren asiatische Kolonisten, denen sie die Aufgabe übertrug.

Die Scharen der Kolonisten setzen sich in der Regel nicht aus Leuten zusammen, denen zu Hause der grosse Wurf gelang. Auch pflegt man in der Heimat nicht gerade mit dem Blick der Achtung auf die Teilnehmer solcher Auswanderzüge zu sehen. Nun gar jene Abenteurer, die als die ersten Ansiedler Europas auszogen — mit welcher Geringschätzung musste der kultivierte Orient gerade von ihnen denken! Sie zogen nach Europa: konnte man den Namen dieses Barbarenlandes anders erwähnen, als mit jenem leisen Schauder, den der kaiserliche Römer vor den Wäldern Germaniens empfand?

Dennoch: wie unendlich viel ehrwürdiger als die Zurückgebliebenen mit der sichern Gegenwart sind die Zurückgewiesenen mit ihrer unsicheren

Zukunft. Was aus ihnen jene Abenteurer machte, denen das unheimlich finstere Europa gerade gut war, was sie zu dem ungestümen Widerwillen gegen die Sitten und Anschauungen ihrer Heimat entflammte und sie in unwiderstehlichem Trieb scharenweise nach dem Westen führte, das sind die tiefen Kräfte der Natur, die das begrabene Samenkorn keimen lassen und einen Baum aus ihm machen, den sie hoch und höher treiben — während jener ältere Baum, der das unscheinbare Samenkorn von sich warf, alt und vermorscht zusammenbricht. —

Am schlechtesten unterrichtet über den Verlauf, die Einzelziele und Bewegungen eines Kampfes ist der Soldat, der selbst in der Schlachtreihe steht. In den Kleinigkeiten und Zufällen, die ihm entgegentreten, da stellt er seinen Mann; das grosse Ganze aber bleibt ihm fremd. So auch waren die Abenteurer, die von der Menschheit über die Steppen des Südens geschickt wurden, unklar über ihre eigentliche Aufgabe. Mit der fanatischen Begeisterung des Soldaten, der Blut fliessen sieht, drangen sie vor und vernichteten, was sie aufhalten wollte. Wozu jedoch — das wussten sie nicht. Spät erst, sehr spät kam ihnen ein erstes dunkles Dämmern über ihre eigentliche Aufgabe. Es war, als sie die ersten Vorarbeiten vollendet und die neue Heimat

kennen und lieben gelernt hatten. Jetzt, als sie an die eigentliche Bearbeitung ihres Bodens denken konnten, und nun immer noch ungeheure Massen von Osten nachdrängten und ihnen die Früchte ihrer Mühen streitig machten, jetzt erwachte die Widerstandskraft in ihnen: sie wurden schlüssig sich zu wehren.

Europa begann sich als Ganzes, als Einheitliches zu fühlen, Asien trat ihm zum erstenmal als etwas Fremdes gegenüber. Das war der Anfang der eigentlichen Geschichte des Abendlandes. Mehr und mehr tritt der Umschwung der Anschauungen zu Tag, der schliesslich das Verhältnis eines jeden Mutterlandes zu seiner lebensfähigen Tochterkolonie umkehren muss: die zuerst so gering geachtete Tochter steigt allmählich so hoch empor, dass sie es nun ist, die auf die Mutter mit Geringschätzung herabsehen kann.

Die ersten Verteidigungskriege Europas sind zugleich die ersten Schritte auf diesem Weg zur Höhe. Auch hier wieder jener dunkel unberechenbare Trieb. Wie der Zweig, der eine Blüte treibt, handelten sie, ohne den Zweck zu kennen, als sie ihre besten Kräfte an einem Punkt zusammenzogen und von diesem Punkt aus den Kampf mit dem Osten aufnahmen. In Italien, das am gefährlichsten bedroht schien, er-

wacht der Widerstand. An einem schwer zugänglichen Ort am Tiberufer findet sich eine Horde jenes Gesindels zusammen, auf deren „Schlechtigkeit“ die Weltgeschichte ruht, und verschanzt sich in einem Lager: so entsteht Rom, das Thor, durch welches das belagerte Europa den Ausfall gegen den orientalischen Angriff wagt; so der Römer, die doppelt gefilterte Essenz des damaligen Kulturmenschen. Im Römer lebte der Europäer, im Europäer der fortschreitende Mensch: gegen diese Elementarmacht gab es keinen Widerstand. Und hätte der ganze Orient zusammengehalten, es wäre erfolglos geblieben gegen diese junge Macht. Europa ist ein Zwerg gegen Asien. Aber es lebt eine Aufgabe in ihm, und eine Willenskraft zur Lösung dieser Aufgabe, die den Zwerg noch heute unbezwinglich macht, die ihn den Riesen, würde er gefährlich, mit einem Wurf hinstrecken liesse. —

Roms Geschichte ist die erste Geschichte Europas. Dass Romulus und Remus die ewige Stadt erbauten, dass eine Handvoll Banditen den Orient zu Boden warf, an diese veraltete Schulweisheit kann im Ernst niemand glauben, der die Angriffskriege Roms genau verfolgte. Welch tollkühne Verwegenheit scheinbar in diesen römischen Unternehmungen! Die Angegriffenen mochten die ersten

Thaten der kleinen Tiberstadt belächeln. — Sie sollten anders denken lernen. Die Kolonie wurde wirklich gefährlich. Man hieb ihr den Kopf ab. Aber aus der Wunde wuchsen statt des einen zwei neue Köpfe hervor. Immer mächtiger wälzte es sich vom Tiber her. Man staunte, wusste nicht, welche unterirdischen Quellen diesen Strom immer wieder speisten, was ihm die Gewalt verlieh, dem kein Damm gewachsen war — man begriff nicht, dass es Europa war, mit dem man kämpfte, dass die verzweifelte Wut des Misshandelten dem Römer das Schwert in die Hand drückte, dass es der Schlachtruf dieser Scharen war, geraubte Länder unter die alte Macht zurückzubringen. Die Gegner aber, nicht verwachsen mit den Ländern, für die sie kämpften, unfähig deshalb, aus ihnen neue Kraft zu ziehen, von keinem grossen Gedanken getrieben und geeint: diese Gegner kämpften von Anfang an für eine verlorene Sache. — So fielen sie hin, Volk um Volk. In Italien erst, dann in Afrika, in Spanien, im Osten, Nordosten: Europa wurde frei, keine bewaffnete Macht konnte mehr den jungen Erdteil zu bedrohen wagen.

Und doch sollte Europa jetzt erst den gefährlichsten Angriff vom Orient erfahren. Ein Angriff der alten Kampfesweise, in der von jeher die be-

siegten Völker Herren über ihre Sieger zu werden suchten, sobald diese sich dem sorglosen Bewusstsein ihrer Macht hingeben; den Hirten in Aegypten, den Israeliten in Kanaan hatte man so die Herrschaft aus der Hand gewunden. Wie damals ein Volk das andere, wusste jetzt der Weltteil des Ostens den des Westens empfänglich zu machen für das betäubende, einschläfernde Gift, das ihm mit langsamer Sicherheit alles Mark aussaugen musste. Rom verweichlichte, und mit Rom Europa. Die grossen Strassen und Wege, die wie Adern den gewaltigen Körper Europas durchliefen, einst das segenvolle Mittel, frisches Blut, neue Kräfte der Tiberstadt zuzuführen, um sie tüchtig zu machen zu ihrem grossen Werk, wurden nun der Fluch des Abendlandes. Rom war es jetzt, das verweichlichte, entartete Rom, das sie benutzte, um das vom Orient ihm eingeimpfte Gift in alle Gegenden Europas zu träufeln und so den Riesenleib zu durchseuchen. Eine rückflutende Bewegung tritt ein: kein Weg führt mehr nach Rom, sondern alle gehen von Rom aus. Es war das teuflischste Werk, dessen der Orient fähig war.

In jener Zeit, als Asien Jesus gekreuzigt und sich damit für unfähig zu weiterer Kulturarbeit erklärt hatte, trat auch der ganze Verfall des Abendlandes klar hervor. Eine gewaltsame Ablehnung

war die Stellung Roms zu dieser Weltanschauung, die ihm doch den ersten festen Rückhalt für das neue Europa geben wollte. Und als es dann endlich unter dem geheimnisvollen Druck Europas sich zur Annahme der neuen Lehre entschloss, zeigte diese bei der Berührung mit der verpesteten Welthauptstadt Veränderungen, die die schlimmsten Befürchtungen des Abendlandes, die kühnsten Hoffnungen des Orients zu rechtfertigen schienen.

In diesem Augenblick war es, wo Asien sich stark genug hielt, Europa mit Gewalt zu unterwerfen und das Schauspiel zu wiederholen, das vor ungezählten Jahrtausenden diesem Boden seine Völker gegeben hatte: die Hunnen kamen herüber.

* *
*

Seine besten Streitkräfte suchte der Orient für seinen gewaltigen Angriff aus: er fand sie in der Wüste. Nirgends in den „kultivierten" Ländern lebte ein Menschenschlag, der frisch und ursprünglich genug schien für ein solches Unternehmen. Die Wüste allein hatte ihre Jugendkraft behalten. Da fand sich jenes wunderbare Geschlecht von Pferdemenschen, deren fremde Erscheinung allein das schlaftrunkene Europa so wehrlos bannen konnte, wie der Giftblick der Schlange den zitternden Vogel. Es

war, als ob die Götterdämmerung für das Abendland heraufziehe. Wo man die seltsamen Horden sah, da sah man sie in dem Flackerlicht brennender Dörfer und Städte. Sie selbst, diese unberechenbare Masse, die so schweigsam heranschlich, um dann plötzlich mit ihrem gellenden Huihuiruf loszuschlagen, wie ein tückisch aufloderndes Feuer, wo es bald hier, bald dort hervorbrach wie züngelnde Flammen, und wo die Pfeile aus den Reihen hervorsprühten wie Funken — sie selbst schienen ein einziges ungeheueres Flammenmeer, das brodelnd, sausend und prasselnd sich weiterwälzte, langsam bald, bald mit der Schnelligkeit des Sturmwindes. Keine Macht schien diesen Scharen gewachsen, und ohne Widerstand fast durchzogen sie Europa: der Angriff Asiens war gelungen.

Wie dieser Völkerzug möglich war, darauf giebt eine alte Sage uns Antwort. Als die Goten, so erzählt sie, längere Zeit bereits im römischen Gebiet sich niedergelassen hatten, traten unter ihnen wahrsagende Weiber auf, Alirunen genannt. Ihre warnende Stimme wurde dem König der Goten jedoch unangenehm. „Da verjagte er sie aus der Mitte des Volkes weit weg in die Wildnis. Als die Alirunen eine Zeit lang in der Wüste herumirrten, wurden sie von den Waldleuten, die man Faune und Feigen-

blattmänner nennt, gesehen, und sie vermischten sich zusammen. Das Geschlecht, welches von den Waldleuten und Alirunen ausging, war klein, hässlich und wild, es hauste anfangs in den mäotischen Sümpfen. Bald aber rückten sie aus und kamen an die Grenze der Gothen. . . . So wird die Entstehung der Hunnen von Alters her erzählt" (Grimm, Deutsche Sagen).

Es ist eine jener Sagen, deren Einfalt tiefer sieht als alle Weisheit der Geschichte. Was den Hunnen das Thor des Abendlandes öffnete, war die Achtlosigkeit Europas, seine geringe Widerstandskraft gegen das römische Gift. Wohl waren auch bessere Regungen im Volk lebendig, Stimmen, die mahnend auf die Gefahr hinwiesen. Aber man achtete sie nicht, man verfolgte sie — und deshalb konnte der Orient seinen Einfall wagen.

Jetzt erst wurde dem Abendland klar, welche Schuld es auf sich geladen hatte. Was die mahnenden Alirunen dem Volk nicht verständlich machen konnten, das zeigten ihre Nachkommen, die Hunnen, deutlicher. Man sah es nun endlich, wie tief das Gift bereits eingedrungen war, wie tief man schneiden müsse, um den Riesenleib vor dem sichern Tod zu retten.

Aber man schreckte nicht zurück vor dieser Erkenntnis. Die verwegene Entschlossenheit der

Jugend und ihr sicherer Trieb waren gleich ungeschwächt in Europa, und ohne langes Besinnen schritt man an die blutige Operation, die allein hier helfen konnte: ein Heilverfahren, ähnlich dem, mit dem Medea einst das Alter verjüngte: sie zerschnitt den siechen Körper und warf die Stücke durcheinander; fügte sie dann die Stücke durch einen Zauberspruch wieder zusammen, so entstieg ihrem Hexenkessel statt eines Greises ein Jüngling. So auch musste mit dem gealterten Europa, vor allem mit seiner Hauptstadt Rom verfahren werden. Alle diese alten Staaten mussten zersprengt, zertrümmert, zerstückelt sein, Blut und immer wieder Blut musste über das Land strömen, bis die letzten verrotteten und lebensunfähigen Einrichtungen weggeschwemmt oder ersäuft waren.

Das alte Europa lag in Scherben umher; aus den Scherben das alte Gefäss wieder zusammenzusetzen, dafür war es zu spät: man musste sie noch kleiner schlagen, sie zerstampfen, um ihre unscheinbaren Splitter umzuschmelzen zu einem neuen Gefäss. Erst wenn man so sich selbst den neuen Erdteil zum zweitenmal erobert hatte, konnte man hoffen, die Feinde des Ostens zu vertreiben. —

Der eigentliche Kampf zwischen Asien und Europa begann. Mit Steppenvölkern hatte Asien

gefragt — mit Steppenvölkern gab Europa seine Antwort. Hier wie dort waren es die wüstesten Gebiete, die das beste Aufgebot zum Kampfe stellten. Zwar, eine Steppe von der Unermesslichkeit der Mongolei, aus deren Tiefen die Hunnen aufgetaucht waren, die besass Europa nicht. Aber an Flachländern von ungeheuerer Ausdehnung fehlte es auch ihm nicht. Das waren die breiten Sandniederungen und Haideländer des Nordens, Länder, teils mühsam dem Wasser abgerungen, teils langsam von ihm angeschwemmt, die unfruchtbarsten Gebiete des unergiebigsten Himmelsstriches: die Wüsten Europas — der Jungbrunnen Europas.

Wie der Orient in seinen Steppen und Wüsten immer wieder neue Kraft gefunden hatte, so wurden diese scheinbar so untauglichen Gebiete der Nord- und Ostsee ein unversiechlicher Quell für das Abendland. Schon im Altertum sehen wir es von dort aufsteigen, zur Zeit der Cimbern und Teutonen: die erste Mahnung Europas, als Rom der Sirenenstimme des Orients sich nicht verschliesst. Dann, als alles verloren erscheint, kommen die Goten aus denselben Gegenden herunter und lagern sich wie ein Bollwerk im Osten des römischen Reichs: nur über ihre Leiber hinweg soll dem Orient der Angriff gelingen. Und jetzt, wo auch diese unmittelbar nicht zu über-

windenden Goten dem mittelbaren Angriff Asiens erlegen sind, wo nichts mehr die Hunnen aufhielt auf ihrem Weg, jetzt sehen wir es abermals von diesen Steppen heranziehen zum Schutz Europas: die Sueven, Vandalen, Angelsachsen, Langobarden erheben sich und verteilen ihre Massen über ganz Europa.

Die Völkerwanderung beginnt und löst ihre Doppelaufgabe. Zunächst die Verjüngung Europas. Ein sinnloses Wüten scheinbar im eigenen Fleisch, ein Blutvergiessen, das den Hunnen nur erwünscht sein mochte, in dem sie eine Unterstützung des eigenen Zerstörungswerkes sahen. Und doch war das Alles nur eine notwendige Vorarbeit, deren eigentlicher Sinn ihnen verschlossen blieb. Nicht gegen Europa, sondern gegen den Orient in Europa richteten sich die Schwerthiebe dieser „Barbaren“. Nicht zur Eroberung fremder Länder zogen sie aus, sondern wie Rom, wollten sie nur wiedergewinnen, was man ihnen entrissen hatte. Ja selbst da, wo sie ihr wirkliches Eigentum angriffen, thaten sie nichts anderes als der Soldat, der zur Vernichtung des Feindes die Ernte der eigenen Heimat niederreitet, muss es sein auch seine Städte und Dörfer in Brand steckt. —

Das Gewitter einer neuen Zeit war über Europa hingegangen. Nur Tod und Elend schien seine rohe

Gewalt gebracht zu haben. Da lagen die besudelten Reste einer Kultur, die mit ihrem Licht die dunkelsten Winkel und Ecken des Abendlandes hatte erleuchten wollen: jetzt in den Staub getreten von den finsteren, jenen schwarzen Winkeln entstiegenen Dämonen. Nichts hatten sie geschont, diese unheimlichen Gewalten. In brutaler Rohheit hatten sie sich sogar an der stillen Gemeinde von Bildern und Statuen vergriffen, die am hellsten das Licht jener Kultur widerspiegelten. Eine Nacht des Todes drohte heraufzuziehen über Europa.

Aber das Gewitter ging vorüber. Und wie die Wolken sich jetzt teilten und es hell und heller wurde, da strahlte es in tausend glitzernden Farben dem Himmel entgegen, so klar und jugendfrisch, dass auch im finstersten Gemüt die Hoffnung neuen Treibens, neuen Lebens aufleuchten musste. Und diese Hoffnung sollte sich nicht täuschen. Nie vorher war der Boden des Abendlandes so fruchtbar gewesen wie jetzt. An allen Enden, in niegekannten und halbvergessenen Winkeln, die zu nichts verwendbar schienen, da brach es jetzt dicht und stark hervor, da drängte es sich überhastig, gewaltsam fast ans Licht.

Nun wagte das Abendland seinen Angriff. Sorgsam, durch lange Zeit hindurch hatte es ihn vorbereitet.

In den neuen Reichen, die aus seinem neu befruchteten Boden hervorwuchsen, verteilte es seine Truppen, rund um die feindlichen Lager. Dann schloss es den gewaltigen Ring und zog ihn enger und enger zusammen. Endlich schlug es los: die Schlacht auf den katalaunischen Gefilden. Die erste grosse Niederlage der Hunnen — des Orients.

Die Niederlage war nicht entscheidend, aber das eine wurde dem grossen Führer der Hunnen klar: ein Wendepunkt für sein Volk und seine Heimat. Das war nicht mehr das Europa, das sie bei ihrem ersten Einfall kennen gelernt hatten; das waren andere Völker, die ihnen jetzt entgegenstanden. Das Abendland war es jetzt, dessen Völker den Feinden unwiderstehlichen Schrecken einflössten. Bei diesem ruhig unaufhaltsamen Vorgehen verliess die Hunnen ihr sicheres Selbstvertrauen. Wohl konnten sie hier und da noch siegreich vordringen, aber ihr Weg führte sie jetzt nach dem Osten. Es gab kein Entrinnen aus dem unheimlichen Kreis, der sich immer fester um sie herumschloss, um sie endlich wie mit sich schliessenden Eisenklammern herauszupressen aus dem Erdteil, den zu unterwerfen sie sich vermessen hatten.

Die Vertreibung der Hunnen war das erste Zeichen der wiedererwachten Lebenskraft Europas.

Noch eine Zeit lang flammte die Bewegung fort, der die Hunnen hatten weichen müssen: in dem Zerstörungswerk, mit dem Europa die letzten Spuren der alten Kultur vernichtete, dem peinlich ängstlichen Ausschliessen alles dessen, was nicht europäisch war, vor allem der scharfen Trennung zwischen ost- und weströmischem Reich, und dabei der achtlosen Gleichgiltigkeit gegen die Schicksale von Ostrom, das zu Asien gehörte. Ja man vermachte ihm sogar das Danaergeschenk des kaiserlichen Throns, eines alten zerbrechlichen Möbels, in dem der Holzwurm frass, und auf das man sich nicht ohne Gefahr stützen konnte. Ihn begleitete die ganze Schar der alten Schranzen und Dirnen: die Rohheit der Weströmer sagte ihnen nicht zu. — —

Von jeher waren die grossen Kriege der Völker Kriege um die Kultur. Das Volk ist am grössten, am glücklichsten, das den jedesmaligen Wünschen der fortschreitenden Kultur am besten nachzukommen versteht. Die Wünsche der Kultur ändern sich wie Ideale des heranwachsenden Menschen. Klima und Geschichte machen bald dieses, bald jenes Volk geeigneter, einem neuen Verlangen, einem neuen Ideal der Kultur zu entsprechen. Hart und egoistisch wie alle Naturmächte fragt die Kultur nicht lange nach dem Glück der Völker. Verheisst ein Volk

ihr mehr als ein anderes, so verlässt sie den alten Günstling und wendet dem neuen ihre ganze Liebe zu. Die Völker jedoch, ist es nicht ebenso natürlich, dass sie mit Gewalt ihr entschwindendes Glück zu halten suchen? Mit dem wahnsinnigen Hass des verstossenen Liebhabers treten sie ihrem Nebenbuhler entgegen, wollen ihn vernichten, um jeden Preis, selbst den des eigenen Lebens. Die Leidenschaft macht sie blind, sie sehen nicht, dass der Ausgang von allem Anfang an feststeht — dass ihr Nebenbuhler nur um so stolzer aus dem Kampf hervorgeht.

„Ihr Blut komme über uns und unsere Kinder" — als der Orient diese Worte sprach, da stand es fest, dass die Kultur ihn verlassen würde. Europa war der neue Günstling. Was half es, dass der Orient sich gewaltsam auflehnte, als ihm eine erste Ahnung seines Unglücks dämmerte! Er besass wohl die grösseren Massen und konnte mit einem plötzlichen Ueberfall das Abendland in seine Hände zwingen. Aber konnte er es halten? Nicht die Masse sondern die Leitung entscheidet den Kampf. Noch war Europa ohne Führung, ohne Organisation. Aber die Kultur war bei ihm eingekehrt: sie war es, die seine Reihen ordnete, jene kolossale Schlachtaufstellung zu Stande brachte, in der jeder einzelne Heeresteil ein ganzes Volk, der Kriegsschauplatz

ein Weltteil war, und mit der ein Zwerg einen Riesen zu bewältigen vermochte.

Die Kultur war es auch, die das grössere Werk vollbrachte: die ungeschlachten, rohen Völker dieses Weltteiles zugänglich machte für den grossen Gedanken, den sie ins Leben rufen wollte. Die Vernichtung aller Standesunterschiede war das letzte Orakel gewesen, das die Wüste der fragenden Menschheit gegeben hatte. War der Sinn des Spruches schon dem erfahrenen Orient dunkel geblieben, so musste er dem jungen Abendland noch unverständlicher sein. Keine Uebersetzung, keine Umschreibung hätte ihn sogleich klar gemacht, und so blieb der Kultur nichts übrig, als langsam, langsam erst diese Völker so weit zu erziehen, dass ihr Geist selbstständig begreifen konnte, was dem Orient so unerfasslich war.

Wie sie vorging bei diesem Werk? — Wie sie es bei ihren Schicksalsmenschen bisher gemacht hatte: Moses, Elias und Jesus hatte sie in die Entbehrungen der Wüste hinausgestossen. Die Entsagung aller irdischen Genüsse hatte den Geist jener Männer so geklärt, hatte alle die trübenden Eindrücke der früheren Zeit so gründlich aus ihrem Innern weggewischt, dass sie fähig wurden zur Aufnahme eines neuen, grossen Gedankens.

Wie sie bei diesen Einsiedlern im Kleinen vorgegangen war, so that sie es jetzt im Grossen bei den Völkern Europas. Das Ideal der Askese war die erste Form, in der sie dem Abendland das Christentum predigte. Eine furchtbare Lehre, die alles Schöne und Edle zu vernichten schien. Vor ihren grausamen Worten zogen die alten Götter grollend sich zurück, flüchteten die lieblichsten Göttinnen weinend in die dunkelsten Höhlen. Genuss ward Laster, Frohsinn Sünde, alle die schönen Blüten und Blumen der alten Zeit verdorrten vor diesem rauhen Sturmwind aus dem Osten — aber auch dieser Sturm war von der wohlthätig fruchtbaren Art, die das Leben vernichtet, um Leben zu bringen.

* *
*

Zu lange hatte der Orient die Entwickelung des Menschen geleitet, zu verächtlich erschien ihm die Nebenbuhlerschaft Europas, um gutwillig seine Ansprüche aufzugeben. Sein erster Angriff war misslungen. Sorgsamer und weniger übereilt holte er nun aus zu einem zweiten. Von dem Sieg Europas hatte er gelernt. Wie die Völker des Abendlandes die Hunnen umstellt und sie durch das Zusammenpressen ihres Ringes erdrückt hatten, so dachte jetzt der Orient seine Streitkräfte in der breiten Front

dreier Weltteile langsam erst zu entwickeln, um dann durch ein geschlossenes Vorgehen den Feind, dem er mit seiner Macht so unendlich überlegen war, zu vernichten; das Völkerthor im Osten, die Küstenstriche Griechenlands, Kleinasiens und Nordafrikas, den Nordabhang der Pyrenäen — gelang es ihm diese Stellung zu gewinnen, dann konnte sein Sieg nicht zweifelhaft sein.

Unbedingt sicher hatte man zuvor nur einen Posten: den im Osten Europas. So wenig wie die Hunnen konnte das Abendland irgend ein anderes Steppenvolk hier am Einfall hindern, sobald es nur in genügender Stärke erschien. Und an Menschenmaterial zur Berennung gerade dieses Punktes fehlte es dem Orient nicht. Die Tiefen der Mongolei, der Hölle Europas mit ihren „Tartaren“, ihren Höllengeistern und Unterweltvölkern, waren unergründlich. Hier konnte man schöpfen und immer wieder schöpfen und nachschütten, um schliesslich ganz Europa in Brand zu stecken.

Unendlich viel schwieriger aber als der Angriff im Osten war der im Süden und Westen. Nicht allein, dass dieser Angriff durch lange Zeiträume hindurch vorbereitet werden musste: es lag auch die Gefahr nahe, dass die Söhne Asiens, die dort hinübergeworfen würden, den Zusammenhang mit dem

grossen Vaterland verloren. Die Begeisterung konnte leicht erlöschen, und doch war gerade diese Begeisterung die erste Bedingung zum Sieg. Als Ein Volk, ein durch gemeinsame Wünsche aneinandergeschlossenes Volk mussten sie sich fühlen, sollten sie mit der Einmütigkeit vorgehen, ohne die hier nichts zu erreichen war. Welche Mittel aber gab es, sie ausserhalb der Grenze ihres Landes im Verkehr mit andersdenkenden Menschen so fest zusammenzuhalten?

In diesem Augenblick ist es, wo wir abermals einen jener Schicksalsmenschen hervortreten sehen, deren Kraft sich durch den Wirrwarr der Meinungen ganzer Völker hindurchzuzwingen weiss: Mohammed; neben Moses und Jesus der grösste Schicksalsmensch unserer Art. Er hat weniger gewirkt als diese beiden, denn sein Werk galt einem verfallenden, nicht einem aufsteigenden Geschlecht. Aber indem er einen Weltteil, der durch zahllose Jahrhunderte hindurch den Menschen entwickelt hatte, noch einmal zu einer letzten Kraftanstrengung begeistern konnte, indem er diesem Weltteil das Zeichen vorhielt, durch das er noch einmal siegen konnte, erscheint seine Gestalt in übermenschlicher Heldengrösse. Er war vergebens, dieser letzte Kampf. Aber die unglücklichen Truppen fochten mit einer Todesverachtung, deren blutiger Ruhm auf ihren geistigen Führer einen hellen Glanz

zurückwirft. Das ist es, was die Grösse Mohammeds ausmacht: sie ist umstrahlt vom Zauberlicht einer untergehenden Sonne. —

Das Band, mit dem Mohammed die besten Kräfte des zerfallenden Orients noch einmal zu gemeinsamem Wirken zusammenfasste, war die Stiftung einer neuen Religion. Wie Moses, Elias und Jesus fand er die treibenden Gedanken dieser Religion in der Wüste. Wie die grossen Propheten, zieht Mohammed dahin zurück, um die tausend sich widersprechenden und unklaren Meinungen der Zeit sich austoben und in seinem kranken Hirn wühlen zu lassen, bis er endlich die geheimnisvolle Formel gefunden hat, der alle jene Spukgeister sich beugen müssen: die fanatische Lehre einer Religion. — Zum letztenmal leiht die Wüste Asien ihre belebende Kraft. Bei allen grossen Fortschritten hatte sie ihm das erlösende Wort zugerufen: auch bei seinem letzten Gang sollte er die Stimme der Wüste nicht vermissen. —

Das richtige Wort war gefunden. So leidenschaftlich, wie die vorgeschrittenen Völker des Abendlands über die zurückgebliebenen herfielen, um diesen Heiden ihren Gott, den einzig wahren zu verkünden, warfen die Araber sich nun auf die Ungläubigen. In ihrer Heimat zunächst liessen sie das reinigende Gewitter toben. Bis über den Euphrat drangen sie

vor und stellten hier die äussersten Glieder vom rechten Flügel ihrer ungeheuren Schlachtordnung auf. Dann entwickelten sie ihre Massen. Ueber Damaskus nach Jerusalem, und weiter südlich nach Aegypten. Mit der Unterwerfung Persiens sicherten sie sich gleichzeitig im Rücken die nötigen Ersatztruppen. Das Hauptlager wurde von Medina verlegt nach Damaskus. Nun die Eroberung der Nordküste Afrikas, und endlich die Aufstellung des linken Flügels in Spanien: in Euopa selbst. — Eine wunderbare Macht in diesem Heereszug, der jahrhundertelang mit ungeschwächter Entschlossenheit fortgeführt wurde — in diesem Volk, dessen Kraft durch die Aufregungen des Zuges so wenig erschöpft wurde, dass ihm die Fähigkeit blieb zur Hervorbringung einer neuen, unendlich feinen und blendenden Kultur. — —

Und Europa? Lange hatte es den Anschlägen Asiens ruhig zusehen können. Das gemeinsame Ziel gab seinen Völkern in jedem Augenblick der Gefahr eine Einheit, die nicht zu durchbrechen war. Mochten die Steppenvölker im Osten, die Avaren und Chasoren, heranziehen, der Durchbruch gelang ihnen nicht. Ebensowenig hatten die Araber zunächst irgendwelche Aussicht auf das Gelingen ihres Werkes. Aber seltsam: je gefährlicher sich diese Macht des Morgen-

landes entfaltete, je einheitlicher das Abendland seine Scharen beisammen halten musste, um so breiter werden die Risse, die allenthalben in Europa auftreten, um Volk von Volk, Stand von Stand zu trennen. Wieder einmal droht das Abendland einer allgemeinen Zersetzungskrankheit zu erliegen, und wieder ist es Rom, von dem die Krankheit ausgeht.

Die Gleich-, die Ebenmachung aller Stände hatte das Christentum von Europa verlangt. Nicht unmittelbar war die Aufgabe durchzuführen. Sie allein verständlich zu machen, dazu bedurfte es der ungeheuren Vorarbeit, die in der Ausbreitung asketischer Ideale, einer sinneverläumdenden Moral lag. Rom war mit dieser verneinenden Arbeit betraut worden. Rom hatte sie übernommen und in ihr zum zweitenmal seine ganze Gewalt über das Abendland zurückerlangt. Aber eben durch dieses Gefühl der Macht liess es sich blenden über das eigentliche Ziel seiner Aufgabe. Es beachtete nicht, dass diese ganze Moral, in deren Namen es herrschte, eine blosse Vorbereitung war. Waren die Gemüter des Abendlandes durch die Askese genügend erhellt, waren sie fähig zur Aufnahme neuer Eindrücke, dann durften ihnen diese neuen Eindrücke selbst nicht länger vorenthalten werden, dann musste man sie bekannt machen mit der wesentlichen, der bejahenden Lehre des Christen-

tums. Geschah es nicht, so war kein Zweifel, dass dieselben Ideale, die einst fördernd gewirkt hatten, sich umkehrten und mörderisch im eignen Innern wühlten.

Rom sträubte sich zur Niederlegung seiner zweiten Gewaltherrschaft, und so brach die zweite grosse europäische Krankheit aus. Das Jahr 1000 steht am Anfang dieser unglücklichen Epoche. Dem Andrang der geistig reifenden Völker hatte Rom nicht ausweichen können, es hatte sich zu einer Antwort auf die immer ungestümeren Fragen herbeilassen müssen: da gab es die Sage vom tausendjährigen Reich aus. Im Jahre 1000 sollte das grosse Gericht erscheinen, sollten Völker und Menschen aus der Hand des Schöpfers ihr Urteil empfangen.

Man glaubte Rom und geduldete sich. Aber — das Jahr 1000 brachte kein Reich Gottes. Rom dachte nicht daran, an den bejahenden Teil seiner Aufgabe heranzutreten: es setzte die alte überlebte Herrschaft fort. Noch war Europa zu unselbständig, gegen die ans Herrschen gewöhnte Tiberstadt gewaltsam sich aufzulehnen, und so bildete sich der schmerzliche Gegensatz heraus, der die Veranlassung so vieler krankhafter Erscheinungen wurde. Im Grossen zeigten sich hier die Verirrungen und widernatürlichen Regungen, die beim mannbar gewordenen

Jüngling auftreten, wenn roher Unverstand ihn zu gewaltsamer Unterdrückung des Geschlechtstriebes zwingt. Will man die ganze Tiefe dieser Entartung ermessen, so vergleiche man den Gegensatz zwischen der Art, wie man jetzt den Einzug des Frühlings begrüsste, und wie man es ehedem that. Der Frühling, dieses Aufkeimen einer neuen Saat, einer neuen Hoffnung, war dem unverfälscht sinnlichen Gemüt das reinste Symbol des Lebens, der Lebensfreude. Zu welchem Zerrbild entstellt dieses Symbol der asketische, unter dem Druck der verneinenden Moral stehende Mensch! Nicht mehr sind es die bunten, farbenreichen Züge der Gemeinden, die dem jungen Mai entgegenkommen, sondern ein Rudel quieckender, besenreitender alter Weiber, widerlich in ihrer runzlichen Nacktheit. Ein geiler Bock vertritt die Heiligkeit der Befruchtung, ein Höllengeist mit Pferdefuss und Hörnern die Schönheit des Frühlings.

Wohl hatte das Christentum gleich zu Anfang die tiefsten und edelsten Sagen der alten Völker in die widerwärtigsten Vorgänge umgelogen, aber jetzt erst zeigt sich diese Welt der Verneinung in ihrer ganzen traurigen Grösse. Die pfäffische Phantasie wird Wirklichkeit. Leibhaftige Hexen verdrängen die Luftgestalten des Aberglaubens. Es war ein überstarkes, gesundes Gefühl, das diese „Hexen“ zu

ihren scheinbar so ekelhaften und ungesunden Thaten trieb. Ihre „Bestialität“ ist nichts als ein Widerspruch gegen die überlebte Gewaltherrschaft der römischen Kirche, ihre Hysterie, die sich in einer übertriebenen Abscheu vor allen religiösen Symbolen zeigt, namentlich ihrem „teuflischen“ Widerwillen gegen die Hostie, verrät eine Kraft, die nur in andere Bahnen geleitet zu werden brauchte, um der edelsten Thaten fähig zu sein. Und was der Hexengeist in Einzelnen, das sind in ganzen Gemeinden die epidemisch auftretenden „Krankheiten“, wie die furchtbare Tanzwut: die verzweifelten Anstrengungen, sich loszumachen vom alten Zwang, und die Erkenntnis, dass dieser Zwang noch überstark sie niederzwingt.

Während so Europa sich aufzehrt im Kampf mit Rom, mit der eignen Vergangenheit, da rückt es von Asien immer näher, immer drohender heran. Man sieht sich plötzlich rings umschlossen.

Da noch einmal entfaltet Rom seine ganze Macht. Es weiss den Ernst der Lage zu erfassen, weiss Europa darauf aufmerksam zu machen und dessen ganzen Hass gegen das Morgenland von neuem zu entflammen. Ueber die äussere Gefahr vergisst man die Seelenkämpfe des eigenen Inneren. Der alte Kriegsruf tönt durch Europa, und wie eine Erscheinung aus dem Grabe steigt die wunderbare Grösse

des alten, des kriegführenden Rom auf aus tausendjähriger Ruhe. Der Papst wird zum Imperator, unter dessen Augen die Truppen sich sammeln zur grossen Heerschau, dessen Worte die Kämpfer vor Mordlust glühen macht. So ziehen sie aus, nach dem „heiligen Grab" und legen die erste Bresche in die feindliche Macht, schlagen sich einen Weg durch die Reihen der Feinde, indem sie in immer erneutem Sturm dieselbe Stelle berennen.

Das ist das Werk der Kreuzzüge. Ein ungeheurer Rückschlag scheinbar in der Kultur Europas, diese „höchste Blüte der päpstlichen Macht" — aber ein notwendiger Rückschlag angesichts der Gefahr, die der Mohammedanismus dem ganzen Abendland brachte. Indem Europa es über sich vermochte, einmal noch alle Wege nach Rom führen zu lassen, einmal noch die Regungen des eigenen Willens zu unterdrücken, gewann es die ungeheure Macht, das Riesenheer Mohammeds niederzuschlagen: 1248 trat Friedrich II seinen Kreuzzug an, zehn Jahre später fällt Bagdad, und mit ihm stürzt die asiatische Bedeutung der Araber — die Kreuzzüge hatten ihre Bestimmung erfüllt. Dem Reichtum der Kalifen ist die Wurzel abgeschlagen. Eine Zeit noch blühen sie scheinbar fort: aber ihre Blüte zehrt am Mark eines Stammes, der keine neuen Säfte mehr aufsaugen kann.

Die Stimme der Wüste, die Europa den Untergang zugeschworen hatte, war im Verhallen — deutlicher als je hörte das Abendland nun jene andere, aus der ihm seine Aufgabe herausklang: die Befreiung des Individuums, der Ruf, den der Waffenlärm des 12. u. 13. Jahrhunderts übertäubt hatte.

Zunächst wieder dieselben Erscheinungen, die das erstehende 11. Jahrhundert bereits gesehen hatte. Diesmal um so greller, als der Ruf hörbarer war. Die Prozesse gegen die Hexen und Zaubermeister, diese Märtyrer der Neuzeit, nahmen einen ungeheuerlichen Umfang, von der Tanzwut blieben selbst Greise und schwangere Weiber nicht verschont. Ja ganze Seuchen konnte diese fortdauernde Unterdrückung der gewaltsam auflodernden Sinnlichkeit hervorrufen. Dann wieder ein allgemeiner geistiger Rückschlag als Folge dieser Seuchen, in denen man ein göttliches Strafgericht erblickt. Die langen Züge des Todes, Flagellanten und Wallfahrer ziehen durchs Land. Ein krampfhaftes Hinstarren auf heilige Lappen und Knochen, auf Orte, die der Kirche geweiht und damit der Natur entweiht sind, um nochmals die Sinne „abzutöten“ und Frieden zu haben — es ist ein fürchterlicher Bannkreis, in dem das zu Tod geängstigte Abendland sich dreht.

Und als nun endlich der Geist stark genug

scheint, die römischen Fesseln von sich zu werfen, als in Italien zuerst und dann im Norden ein Verständnis für das Ideal des freien Individuums aufkeimt und die Wunderblume der Renaissance ihre Blätter entfaltet, da fegt noch einmal der rauhe Ostwind über Europa und verdorrt alle jene hoffnungsvollen Blüten: das letzte Tatarenvolk, die Türken kommen herüber. Doch dieser letzte, ohnmächtige, verspätete Versuch Asiens vermag das Abendland nicht mehr zu gefährden. Die „Gegenreformation", die zur Vertreibung der Eindringlinge zu den Waffen ruft, hat nicht nötig ganz Europa aufzubieten. Die Völker des Südens sind stark genug, die fremde Macht so ungefährlich zu machen, wie deren Vorgänger, die Mongolen.

Schlimmer schon, viel schlimmer ist die Bewegung, die im Gefolge dieses Kampfes auftritt: der dreissigjährige Krieg, ein verzweifeltes nochmaliges Sichaufbäumen des alten Geistes, der Todeskampf des verneinenden, des asketischen Christentums.

Aber auch das geht vorüber, und das 18. Jahrhundert bedeutet den vollen Sieg der Neuzeit. Die letzten Ritter des mittelalterlichen Rom verlieren ihren Anhang. Die Aufklärung versucht mit ihrem Licht die dunkeln Massen zu erhellen. Friedrich II, Voltaire, Lessing: ein spöttisches Lächeln schliesslich

die einzige Antwort auf die finsteren Drohungen der Dunkelmänner.

Endlich, endlich hatte man die gewaltigste Stimme der Wüste gehört: die Befreiung des Individuums, die Niederreissung aller gesellschaftlichen Schranken und Vorurteile ist das Ziel, dem die edelsten Kräfte Europas sich zuwenden. Nicht mit einemmal kann man es erreichen. Unendlich lange und schwierige Vorarbeiten sind nötig. Aber man erkennt sie, man ist bereit, sie zu lösen, und indem man seine Streitkräfte teilt, tritt man frisch an sie heran. Hier sammeln sich alle philosophisch veranlagten Köpfe; ihr begabtester weiss den Gedanken zu erfassen, von dessen Höhen herab man am deutlichsten das gemeinsame Ziel erkennen wird; er weist darauf hin, alle andern folgen seiner Richtung und graben, bohren und schlagen sich einen Weg. Dort ziehen andere sich zurück in die Einsamkeit ihres Arbeitszimmers und suchen die Zukunft auf ihre Art am Schmelztiegel und der Retorte, beugen sich über das Mikroskop oder lesen in den Sternen, nicht mit der Mystik der alten Phantasten, sondern mit Spektroskop und Fernrohr: stille, weltentsagende Gelehrte — die Heiligen des 19. Jahrhunderts. Wieder andere versinken in sich selbst beim Sausen und Poltern arbeitender Maschinen.

An tausend Punkten hat man sich verteilt. Grosse Zwischenräume trennen oft die einzelnen Stätten der Arbeit, kaum dass man noch voneinander weiss. Aber so fremd sie sich auch scheinen mögen, diese Forscher und Denker und Künstler und Arbeiter, sie alle stehen im Dienst derselben Sache: sie alle folgen derselben Stimme — der Stimme der Wüste, deren erster schwacher Klang das Ohr des Schwärmers von Nazareth traf.

* *
*

Die Grossstädte des 19. Jahrhunderts und die Totenstädte Altägyptens — die Behauptung mag wunderlich klingen, aber beide haben etwas Gemeinsames. Die Nekropolen von Memphis und Theben, wie sie sich am Rand der Wüste hinzogen als die blossen Durchbrechungen und Umformungen der Steinhügel, die in ihrer gleichförmigen Flachheit ein treues Ebenbild der ungebundenen Wüste waren: feiert die rohe, plumpe Einfachheit dieser Nekropolen nicht ihre Auferstehung in den Missgeburten unserer Grossstädte? Auch hier Flachland, endloses Flachland als der Hintergrund des Ganzen. Die Städte selbst aber: Eine grosse, gleichhohe Steinmasse, in die man, wie es scheint, zuerst mit öder Gleichmässigkeit Gräben, Strassen genannt, eingehauen

hat, und in die man sich weiter einarbeitete durch die Löcher der Thüren und Fenster, um sie schliesslich mit Stollen nach allen Richtungen hin zu durchqueren.

Und doch auch wieder giebt es keine grösseren Gegensätze, als die stumme, ewig rastende Nekropole und die nimmerstille, nimmermüde Grossstadt. Könnten wir das Leben dieser Grossstadt beobachten von einem überirdischen Standpunkt aus, mit einem überirdischen Blick, an dem Tag und Nacht in schnellem Wechsel vorübergleiten: die Grossstadt selbst, wie sie im Arbeitsdunst des Tages sich dehnt und zusammenschrumpft in der Klarheit der Nacht, würde uns als ein leibhaftiges, ein- und ausatmendes Wesen entgegentreten. Und nicht nur als ein ruhig atmendes, auch als ein dämonisches, blutsaugendes Wesen, ein ungeheurer Vampyr, der mit seinem Basiliskenblick unzählige der kleinen Wesen anlockt, die in den Gebieten ringsum sich tummeln, sie aussaugt, breiter und behäbiger sich ausdehnt, nimmersatt mehr und mehr Opfer verlangt — und schliesslich das ganze Land zu veröden droht. — –

Ein unerklärliches, unergründliches Wesen, das es versteht, die besten Köpfe des Landes anzuziehen und aufzubrauchen — in der That: das ist die Grossstadt. Aber ist es ein unheimlich gieriger Vampyr, der nicht wiedergiebt was er genommen hat? Nein,

bloss zerstörend ist sie so wenig, wie die grossen Propheten der Wüste es waren. Zwar unzählige Schönheiten vernichtet sie, verwirrt tausend keimende und hoffnungsfreudige Gedanken. Aber thaten das nicht auch jene Propheten? Wann hätte die Menschheit je etwas erreicht ohne die Einseitigkeit des Fatalismus?

Die geistige Arbeit der alten Schicksalsmenschen und Propheten, das ist das eigentliche Symbol des Lebens der Grossstadt. Wie in den Köpfen eines Moses, Elias, Jesus und Mohammed die grossen Gedanken der Zeit zusammenströmten, so münden alle ernsteren Bestrebungen unserer Zeit im Geistesleben der Grossstadt. Und wie ein bestimmter Wille in jenen Männern immer herrischer auftritt, der die widerspenstigen Gedanken zur Ruhe zwingt und sie beugt, bis sie endlich sich fügen und unterordnen, so auch enthüllt aus dem Wirrwarr der Grossstadt sich klar und klarer ein bestimmtes, greifbares Ziel, dem die ungezählten Kräfte unserer Zeit sich anschmiegen, dem sie dienen, dem zu Gehorsam sie ihre Selbständigkeit aufgeben müssen: das ist der Wunsch eines Ausgleiches aller Standesunterschiede.

Was Jesus unklar nur erkannte, was ihm der Nebel seiner Zeit mehr verschleierte als andeutete, das drängt und ringt sich jetzt gewaltsam hindurch

zum Licht. Der Einsiedler von Kanaan predigte tauben Ohren. Nur ein halber Wahnsinn, schien es, konnte ihm den Gedanken eingeben, sich aufzulehnen gegen alle Trennung von Mensch und Mensch, gegen die Schranken einer Kaste, eines Standes. Wie unnahbar heilig, wie unerschütterlich schienen die Vorrechte der oberen, wie natürlich und notwendig die Pflichten der unteren Stände damals!

Und heute? Der Glaube, das mächtigste Hindernis für die Beseitigung jener Unterschiede, ist bedenklich ins Wanken gekommen. Die Arbeit der letzten beiden Jahrtausende war nicht umsonst, und dem grossen Bankhaus „im Himmel“ droht ein fürchterlicher Krach. Es scheint, dass sie endlich doch alle werden wollen, die Leute, die ihr Schicksal dem Herrgott in Kommission geben. Und wenn der grosse Agent sich nicht entschliessen kann, die Verwaltungskosten bald ganz bedeutend herabzusetzen, so wird er seine letzten Kunden noch früher ziehen sehen. Die ganze irdische Seligkeit als Einsatz auf eine mehr als zweifelhafte Zukunftsanweisung — das ist zu teuer. — Je grösser aber die Anzahl der Aktionäre ist, die misstrauisch dieser Gesellschaft mit unbeschränkter Haftpflicht ihren Geschäftsanteil entziehen, um so näher scheint das alte Wüstenrätsel seiner Lösung. Da reiben die Stände sich

immer dichter aneinander, da flachen sie die Gegensätze immer mehr ab und drängen und mischen sich immer tiefer ineinander.

Verschieden sind die Gründe, die den Einzelnen in diesem grossen Getriebe vorwärts zwingen, verschiedener noch die Gangarten, in den man hier und dort vorwärts geht, am verschiedensten vielleicht die Persönlichkeiten, die als Vertreter ganzer Massen ihre Kraft einsetzen. So unübersichtlich aber die bewegenden Mächte sein mögen, eine scharf umgrenzte, von allen übrigen sich sondernde Gruppe hebt sich deutlich unter den andern hervor: das ist Altisrael.

Weit, weit über die Erwartungen des ersten Schicksalsmenschen hinaus hat der Traum des Moses sich erfüllt. Israel ist das Volk der Wüste geworden, in einem höheren Sinn als er es sich dachte. Wie eine Verkörperung der uralten Stimme der Wüste selbst, wandelt dieses Volk nun durch die Länder. Unablässig ruft es ihnen die Losung ihrer Urahnen, die Lehre der alten Steppenvölker ins Ohr. Und wo es einen Sturm gilt auf ein Bollwerk, das im Weg steht, da sehen wir dieses geheimnisvolle, rätselhafte Volk an der Arbeit. Nicht in offnem Kampf gehen sie vor, sondern in jener lautlosen Unterwühlungsarbeit, die sie zweimal zum Sturz brachte, als sie glücklich sein wollten, wie die

andern Völker, der sie ihr ganzes Unglück verdanken — und die sie in ihrem Unglück so genau verstehen lernten. So gingen sie vor, als sie die alte Ritterherrlichkeit, Ritterrohheit durch die Einführung des Handels brachen, so gründeten sie den Kapitalismus, der die Macht des alten Grundbesitzes ins Grab stürzte, so untergruben Marx und Lasalle den entarteten, herrisch gewordenen Kapitalismus.

Man liebt sein böses Gewissen nicht. Immer wieder, wenn die Geschichte uns einen Schritt dem grossen Ziel entgegendrängt und Israel sich von neuem an seine Arbeit macht, sehen wir eine Zeit der Judenverfolgung eintreten. Auch heute, wie zur Zeit der Kreuzzüge, stehen wir vor solch einem bedeutenden Wendepunkt. Sollte man es glauben, dass das Jahrhundert Goethes und Humboldts noch einmal die Beweise des Mittelalters zur „Abwehr gegen das Judentum" anführen konnte? — Doch mit Befriedigung kann man es immer deutlicher bestätigt sehen, dass diese Mittel der Bigotterie ihre Wirkungskraft verloren haben. Die Idee einer fortschreitenden Entwickelung unseres Geschlechtes ist bereits zu mächtig geworden. Nur zur Bekämpfung solcher Erscheinungen, die sich diesem Entwickelungsgang hemmend in den Weg stellen, sind die besten Kräfte unserer Zeit noch dauernd zu überreden. Das haben

8*

auch unsere Antisemiten einsehen gelernt, und danach ihre Kampfesweise geändert. Judaea, so behaupten sie nun, hat nie sesshaft werden können, Judaea ist keiner nationalen Kultur fähig. Sesshaftigkeit und Nationalität aber sind die ersten Bedingungen zur Erklimmung einer höheren Kulturstufe.

Sesshaftigkeit und Nationalität — gewiss, die Juden haben es nie kennen gelernt; ihr Gott offenbart sich mit den Worten „ich werde sein“, das Heil bringt ihnen ein Messias der Zukunft. Eine Heimat kennen sie nicht, sondern nur ein Land, das ihnen der Herr ihr Gott giebt, eine Herberge gleichsam. Sesshaftigkeit und Nationalität — sicher, es sind Stationen, an denen wir vorüber müssen auf dem Weg zum freien Individuum. Aber was ist das, was unsere Antisemiten uns zeigen? Diese tölpelhafte Bauerndummheit, die sich nur auf dem Quadratmeter Landes auskennt, auf dem sie geboren wurde, sollte die gepriesene Sesshaftigkeit sein? Und dieser Patriotismus, dieser bekneipte Hurrahpatriotismus des tüchtigen Beamten, der sich am Sedantag in den Bratenrock wirft und beim Schützenfest seine Einheit mit dem „Volk“ feiert, das soll das Ideal der Nationalität sein? Beneidenswerte Nasen, die es in diesem Gemisch von Bureauduft und allerhöchster Begeisterung auf die Dauer aushalten können.

Ueberwunden, aber nicht bekämpft werden müssen die Schwächen des Judentums. Das Judentum unschädlich machen gegen die Dummheit des Volkes, das ist ein elender Verrat an dem Volk, das man zu schützen vorgiebt. Liebt man es wirklich so sehr, so gebe man ihm die Ausbildung, die es gegen solche Angriffe sicher macht. Das hat England gethan, das hat Amerika gethan, und beide haben die „Judenfrage" überwunden. Will man aber behaupten, England und Amerika hätten darum vergessen, was Nationalität ist? Zugegeben, dass auch diese Nationalität den Schlagbaum und den Zollbeamten nicht verschmäht — auf die Gnade der Bierwirte und Vereinsvorsteher ist sie doch nicht angewiesen. Im lieben Deutschland dagegen . . . .

Ueberwinden -- aber nicht bekämpfen, nur das ist im Sinn der Entwickelung gehandelt. Damit erst ebnet man der Kultur ihren Weg: damit zugleich gräbt man dem ruhelosen Ahasver sein heissersehntes Grab. Denn das ist das Los dieses Volkes der Zukunft, dass es wie Moses nie der Gegenwart sich freuen soll, dass es uns durch eine endlose Wüste hindurch an den Saum eines Landes führen muss, das uns alle Glückseligkeit, ihm aber den sicheren Tod bringt. — —

Der Antisemitismus, das ist nur eine der vielen

Bewegungen, die das Leben der Grossstadt so fieberhaft aufregen. Aengstlich fragt man sich, zu welchem Ende das alles führen solle? Ob die moderne Grossstadt nicht ein Fluch sei statt eines Segens?

Armselige Geschöpfe, die so fragen! Und wenn sie sich ängstigen vor einer blutigen Auseinandersetzung — gut, mögen sie zittern für sich selbst. Aber ist die Grossstadt, selbst wenn dieses „Unheil" ausbrechen sollte, ein Fluch für die Kultur? Ein Sturm erhob sich jedesmal, wenn eine Stimme der Wüste über die Lande zog. Die moderne Grossstadt, auch sie ein Kind der Wüste, scheint nachzusinnen über ein solches Wort. Und wenn sie es finden sollte, und aussprechen, und einen Sturm entfesseln — ist dieser Sturm das Ende der Kultur? Oder nur das Ende des Ueberlebten, des Lebensunfähigen? . .

Nun gar die Bemühungen jener Biedermänner mit den blonden Oellocken, die mit Konfirmationsreden den Sturm beschwören wollen, noch ehe er losgebrochen ist, die aller Bewegung ein Halt zurufen möchten, um Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen zu bringen! Sagt dem Strom, der sich zum See gestaut hat, er solle innehalten in seinem Lauf, er bringe dem Land Unglück wenn er weiterziehe, er werde die Blumen zertreten, einen stolzen Baum hier, eine trauliche Hütte dort

über den Haufen wälzen, — kurz er habe kein „Recht“ zum Weiterfliessen, da er seinen Weg nicht kenne; sagt ihm auch, er werde neue Fesseln in den Felsenschluchten finden, seinen Verzweiflungsschrei würde das harte Gestein höhnend widerholen, all seine schäumende Wut sei dann vergebens — sagt ihm das alles und sagt ihm noch viel mehr: nicht einen Augenblick wird er sich von euch halten lassen; er wird weiter ziehen, und weiter und weiter — und er weiss, dass er den Weg zum Meer doch finden, und frei zum freien Himmel steigen wird.



Von demselben Verfasser erscheinen demnächst:

Soziale Essais. (Wanderjahre. — Neue Ideale in der Technik. — Zur Geschichte des Ackerbaues. — Th. Hertzkas „Freiland“. — Das Frauenrätsel. — Judaea. — Das Proletariat).

Aus der Mappe eines Psychologen. (Der Gesichtsausdruck. — Entstehung des Gewitters. — Heim. — Moral der Moral. — Feierabend. — Jenseits von Besser und Schlechter. — Antidarwin. — Zwischen zwei Welten).

Visionen. (Dichtungen).

Entwicklung der Kunst. Eine Kulturpsychologie.

Emil Freter, Leipzig.



VERLAG KREISENDE RINGE
(MAX SPOHR)
LEIPZIG

Erschienen sind:

von FRANZ EVERS

Fundamente. Gedichte	Preis: 3 Mk.
Sprüche aus der Höhe	„ 1 Mk.
Eva. Eine Ueberwindung	„ 2 Mk.
Die Psalmen	„ 3 Mk.
Königslieder. 2. Auflage	„ 3 Mk.

von MARIA JANITSCHEK

Lilienzauber. Inhalt: Lilienzauber. In elfter Stunde. Königin Judith . . Preis: 2 Mk.
eleg. geb. „ 3 Mk.

Sämtliche Bücher sind mit Bildschmuck von **FIDUS** in vornehmster Ausstattung erschienen und eignen sich besonders gut zu Festgeschenken. Weitere Erscheinungen stehen bevor.

Emil Freter, Leipzig.

